



Leseprobe

Trudi Canavan

Das Zeitalter der Fünf - Priester

Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 12,00 €



Seiten: 832

Erscheinungstermin: 15. Oktober 2018

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

TRUDI CANAVAN
Das Zeitalter der Fünf 1

Das Buch

Als die junge Auraya zu einer der Weißen Priester der Heiligen Fünf erwählt wird, muss sie alles hinter sich lassen, was sie liebt: ihr Dorf, ihre Familie – und vor allem ihren Lehrer, den Traumweber Leiard. Denn die Traumweber, wahre Meister der Heilkunst, werden wegen ihrer heidnischen Überzeugungen von den Anhängern der fünf Götter von jeher verachtet. Zehn Jahre später hat Auraya viel gelernt – über ihre Welt Ithania, die von Kriegen heimgesucht wird, über die fünf Götter und über die Ziele ihres Ordens. Und sie hat daran gearbeitet, ihre erstaunlichen magischen Fähigkeiten zu perfektionieren, was sich nun auch als dringend nötig erweist, denn die Fünf haben ihren Priestern eine gewaltige Aufgabe gestellt: Sie sollen die Länder des nördlichen Ithania zu einem Bündnis vereinen und alle magisch begabten Menschen dem Orden der Weißen zuführen. Doch der Frieden scheint weiter entfernt denn je, als sich tief im Süden eine mächtige neue Sekte erhebt, deren Mitglieder behaupten, den einzig wahren Göttern zu dienen. Bald darauf überziehen geheimnisvolle schwarz gekleidete Magier das Land mit Tod und Verderben. Sie kennen nur ein einziges grausames Ziel: die völlige Auslöschung aller Priester vom Orden der Weißen ...

Die Autorin

Trudi Canavan wurde 1969 im australischen Melbourne geboren. Sie arbeitete als Grafikerin und Designerin für verschiedene Verlage und begann nebenbei zu schreiben. 1999 gewann sie den Aurealis Award für die beste Fantasy-Kurzgeschichte. Ihr Erstlingswerk, der Auftakt zur Trilogie »Die Gilde der Schwarzen Magier«, erschien 2001 in Australien und wurde weltweit ein riesiger Erfolg. Seither stürmt sie mit jedem neuen Roman die internationalen Bestsellerlisten.

Von Trudi Canavan bereits erschienen

Die Gilde der Schwarzen Magier · Magie · Sonea ·
Das Zeitalter der Fünf · Die Magie der Tausend Welten

Besuchen Sie uns auch auf www.facebook.com/blanvalet
und www.twitter.com/BlanvaletVerlag

TRUDI
CANAVAN

DAS ZEITALTER
DER FÜNF ROMAN

PRIESTER

Deutsch von Michaela Link

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2005 unter dem Titel
»Priestess of the White. Age of the Five Trilogy Book One«
bei Voyager/HarperCollins Australia, Sydney.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Copyright der Originalausgabe © 2005 by Trudi Canavan

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2007

by Blanvalet in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Redaktion: Alexander Groß

Umschlaggestaltung- und Illustration: © Melanie Korte, Inkcraft

JaB - Herstellung: sam

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7341-6175-9

www.blanvalet.de

Für Paul

Prolog

Auraya stieg über den Stamm eines umgestürzten Baumes und achtete sorgsam darauf, durch kein Rascheln seiner Blätter oder Zweige ihre Anwesenheit zu verraten. Ein Ziehen am Hals ließ sie innehalten und sich umwenden. Der Saum ihres Kapas hatte sich an einem Zweig verfangen. Sie befreite ihr Gewand, setzte bedächtig ihren nächsten Schritt.

Ihre Beute bewegte sich, und Auraya erstarrte.

Er kann mich nicht gehört haben, sagte sie sich. Ich habe kein Geräusch gemacht.

Mit angehaltenem Atem beobachtete sie, wie der Mann sich erhob und in die Zweige eines alten Garpa-Baums hinaufblickte. Auf seinem Traumweberwams malten sich die Schatten der Blätter ab. Im nächsten Moment ging er in die Hocke und vertiefte sich in die Betrachtung des Unterholzes.

Vorsichtig machte Auraya drei weitere Schritte in seine Richtung.

»Du bist heute früh dran, Auraya.«

Mit einem verärgerten Seufzer stapfte Auraya zu ihm hinüber. *Eines Tages werde ich ihn überraschen*, schwor sie sich. »Mutter hat gestern Abend eine starke Dosis genommen. Sie wird lange schlafen.«

Leiard griff nach einem Stück Borke, nahm ein kurzes Messer aus einer der Taschen seines Wamses, bohrte die Klinge in eine Ritze und drehte sie, so dass darin winzige, rote Samen sichtbar wurden.

»Was ist das?«, fragte sie fasziniert. Obwohl Leiard sie seit Jahren mit den Wundern des Waldes vertraut gemacht hatte, gab es immer etwas Neues zu lernen.

»Die Samen des Garpa-Baums.« Leiard kippte die Samen in seine Hand. »Garpa beschleunigt den Herzschlag und verhindert den Schlaf. Die Samen werden von Höflingen benutzt, so dass sie lange Strecken reiten können, und Soldaten und Gelehrte nehmen sie, um wach zu bleiben. Außerdem ...«

Er verfiel in Schweigen, richtete sich dann auf und blickte in den Wald. Auraya hörte ein fernes Knacken von Holz. Sie spähte durch die Bäume. War es ihr Vater, der kam, um sie nach Hause zu holen? Oder war es Priester Avorim? Er hatte ihr verboten, mit Traumwebern zu sprechen. Sie liebte es, dem Priester insgeheim zu trotzen, aber in Leiards Gesellschaft entdeckt zu werden, war eine ganz andere Sache. Sie trat einen Schritt zur Seite.

»Bleib, wo du bist.«

Überrascht von Leiards Tonfall, verharrte Auraya. Als sie Schritte hörte und sich umdrehte, sah sie zwei untersetzte Männer auftauchen, die Wämser aus grober Tierhaut trugen. Die Gesichter beider Männer waren bedeckt mit schwarzen Strichen und Wirbeln.

Dunweger, dachte Auraya.

»Sag kein Wort«, murmelte Leiard. »Ich werde mit ihnen reden.«

Jetzt hatten die *Dunweger* sie und Leiard entdeckt. Während die beiden auf sie zugeeilt kamen, sah Auraya, dass jeder von ihnen ein Schwert trug. Leiard verharrte vollkommen reglos. Einige Schritte von ihnen entfernt blieben die *Dunweger* stehen.

»Traumweber«, sagte einer. »Sind noch mehr Leute im Wald?«

»Das weiß ich nicht«, antwortete Leiard. »Der Wald ist groß, und es kommen nur selten Menschen her.«

Der Krieger deutete mit seinem Schwert auf das Dorf. »Kommt mit uns.«

Leiard erhob keine Einwände und bat auch nicht um eine Erklärung.

»Willst du nicht fragen, was hier vorgeht?«, flüsterte Auraya.

»Nein«, erwiderte er. »Wir werden es bald genug erfahren.«

Oralyn war das größte Dorf im nordöstlichen Hania, aber Auraya hatte Besucher murmeln hören, dass es mit seiner Größe nicht weit her sei. Erbaut auf dem Gipfel eines Hügels, hatte man vom Dorf aus einen Blick auf die umliegenden Felder und Wälder. Ein steinerner Tempel ragte über den übrigen Gebäuden auf, und eine uralte Mauer umschloss alles. Die alten Tore waren vor über einem halben Jahrhundert entfernt worden, und dort, wo früher die Scharniere gewesen waren, waren nur unförmige, verrostete Stumpen zurückgeblieben.

Dunwegische Krieger schritten an der Mauer entlang, und auf den Feldern draußen waren keine Arbeiter zu sehen. Auraya und Leiard wurden durch die gleichermaßen verlassen Straßen zum Tempel eskortiert und dann hineingeführt. In dem großen Raum drängten sich die Dorfbewohner zusammen. Einige der jüngeren Männer trugen Verbände. Als Auraya ihren Namen hörte, entdeckte sie ihre Eltern und eilte zu ihnen.

»Den Göttern sei gedankt, dass du lebst«, sagte ihre Mutter und schloss Auraya in die Arme.

»Was geschieht hier?«

Ihre Mutter ließ sich wieder zu Boden sinken. »Diese Fremden haben uns gezwungen, hierherzukommen«, sagte sie. »Obwohl dein Vater ihnen erklärt hat, dass ich krank bin.«

Auraya öffnete die Bänder ihres Kapas, faltete es zusammen und setzte sich darauf. »Haben sie auch gesagt, warum?«

»Nein«, erwiderte ihr Vater. »Ich glaube nicht, dass sie uns Böses wollen. Einige der Männer haben versucht, gegen die Krieger zu kämpfen, nachdem Priester Avorim gescheitert war, aber es wurde niemand getötet.«

Es überraschte Auraya nicht, dass die Fremden Avorim besiegt hatten. Obwohl alle Priester magische Gaben besaßen, waren nicht alle machtvolle Zauberer. Auraya argwöhnte, dass es Bauern gab, die größere magische Fähigkeiten besaßen als Avorim.

Leiard war neben einem der Verletzten stehen geblieben. »Soll ich mir das einmal ansehen?«, fragte er leise.

Der Mann öffnete den Mund zu einer Antwort, erstarrte jedoch, als eine weiß gekleidete Gestalt neben ihn trat. Der verletzte Mann blickte zu Priester Avorim auf und schüttelte dann den Kopf.

Leiard straffte sich und sah den Priester an. Obwohl Avorim nicht so groß war wie Leiard, besaß er dennoch einige Autorität. Aurayas Herz schlug schneller, als die beiden Männer einander musterten, dann neigte Leiard den Kopf und ging weiter.

Narren, dachte sie. Er könnte ihm zumindest den Schmerz nehmen. Spielt es eine Rolle, dass er nicht den Göttern huldigt? Er weiß mehr über das Heilen als jeder andere hier.

Aber sie wusste, dass die Situation nicht so einfach war. Zirkler und Traumweber hatten einander schon immer gehasst. Die Zirkler hassten die Traumweber, weil die Traumweber nicht den Göttern huldigten. Die Traumweber hassten die Götter, weil diese ihren Anführer, Mirar, getötet hatten. *Zumindest behauptet das Priester Avorim, dachte sie. Ich habe Leiard niemals etwas Derartiges sagen hören.*

Ein metallisches Klirren hallte durch den Tempel. Alle Köpfe wandten sich den Türen zu, als diese aufschwangen. Zwei dunwegische Krieger traten ein. Auf die Stirn des einen Man-

nes waren Linien tätowiert, so dass der Eindruck entstand, als runzle er ständig die Brauen. Aurayas Herz setzte einen Schlag aus, als sie das Muster erkannte. *Er ist ihr Anführer. Leiard hat mir diese Tätowierungen einmal beschrieben.* Neben ihm stand ein Mann in dunkelblauer Kleidung, dessen Gesicht mit strahlenförmig angeordneten Linien bedeckt war. *Und er ist ein Zauberer.*

Die beiden sahen sich im Raum um. »Wer steht diesem Dorf vor?«, fragte der Anführer der Dunweger.

Der Dorfvorsteher, ein fetter Kaufmann namens Qurin, trat nervös vor. »Das bin ich.«

»Wie lauten dein Name und dein Rang?«

»Qurin, Dorfvorsteher von Oralyn.«

Der dunwegische Anführer musterte den dicken Mann von Kopf bis Fuß. »Ich bin Bal, Talm von Mirrim, Ka-Lem der Leven-ark.«

Leiards Unterrichtsstunden fielen Auraya wieder ein. »Talm« war ein Titel, der auf Landbesitz hindeutete. »Ka-Lem« bezeichnete eine hohe Position beim dunwegischen Militär. Letzteres sollte mit dem Namen eines der einundzwanzig Kriegerclans verbunden sein, aber den Namen »Leven-ark« kannte sie nicht.

»Das ist Sen«, fuhr Bal fort und deutete mit dem Kopf auf den Zauberer an seiner Seite. »Feuerkrieger der Leven-ark. Ihr habt einen Priester bei Euch.« Er sah Avorim an. »Komm her und nenne deinen Namen.«

Avorim glitt durch den Raum, bis er neben dem Dorfvorsteher stand. »Ich bin Priester Avorim«, sagte er, und sein runzliges Gesicht nahm einen hochmütigen Ausdruck an. »Warum habt Ihr unser Dorf angegriffen? Lasst uns sofort frei!«

Auraya unterdrückte ein Stöhnen. Dies war nicht die Art, wie man einen Dunweger ansprach, und gewiss nicht die

Art, einen Dunweger anzusprechen, der soeben ein Dorf als Geisel genommen hatte.

Bal ignorierte die Forderung des Priesters. »Kommt mit.«

Als Bal sich auf dem Absatz umdrehte, warf Qurin einen verzweifelten Blick zu Avorim, der ihm beruhigend eine Hand auf die Schulter legte. Dann folgten die beiden Bal aus dem Tempel.

Sobald sich die Tür hinter ihnen geschlossen hatte, begannen die Dorfbewohner, Vermutungen über ihre Lage anzustellen. Obwohl das Dorf nicht weit von Dunwegen entfernt lag, wussten seine Bewohner nur wenig über das benachbarte Land. Sie brauchten auch nichts darüber zu wissen. Die Berge, die die beiden Länder trennten, waren fast unpassierbar, daher wurde der Handel übers Meer oder über den weit südlich gelegenen Pass geführt.

Der Gedanke daran, was Qurin und Avorim sagen könnten, um Bal zu erzürnen, jagte Auraya einen Schauer der Furcht über den Rücken. Sie bezweifelte, dass es, abgesehen von Leiard, irgendjemanden im Dorf gab, der genug Kenntnisse über die Dunweger besaß, um diese Situation durch Verhandlungen zu klären. Aber Avorim würde einem Traumweber niemals gestatten, für sie zu sprechen.

Auraya dachte an den Tag vor fast fünf Jahren zurück, an dem sie Leiard zum ersten Mal begegnet war. Ihre Familie war in der Hoffnung in das Dorf gezogen, dass der Gesundheitszustand ihrer Mutter sich in der Ruhe und Sauberkeit des Landlebens verbessern würde. Er hatte sich nicht verbessert. Auraya hatte gehört, dass Traumweber gute Heiler waren, daher hatte sie Leiard aufgesucht und ihn kühn gebeten, ihre Mutter zu behandeln.

Seither hatte sie ihn alle paar Tage besucht. Sie hatte eine Menge Fragen zu der Welt, in der sie lebte, Fragen, die niemand beantworten konnte. Priester Avorim konnte ihr nur

von den Göttern erzählen, und er war zu schwach, um sie viele magische Gaben zu lehren. Sie wusste, dass Leiard über starke Magie verfügte, denn ihm fielen stets neue Gaben ein, die er sie lehren konnte.

Obwohl sie Avorim nicht mochte, war ihr klar, dass sie eigentlich von einem Zirklerpriester die Sitten und Gebräuche der Zirkler lernen sollte. Sie liebte die Rituale und Predigten, die Geschichte und die Gesetze, und sie schätzte sich glücklich, in einem Zeitalter zu leben, dem die Götter Frieden und Wohlstand geschenkt hatten.

Wenn ich Priesterin wäre, wäre ich viel besser als er, dachte sie. Aber das wird niemals geschehen. Solange Mutter krank ist, wird sie mich hier brauchen, damit ich mich um sie kümmere.

Ihre Gedanken wurden durch das Öffnen der Tempeltüren unterbrochen. Qurin und Avorim kamen eiligen Schrittes herein, und die Dorfbewohner scharten sich um sie.

»Anscheinend versuchen diese Männer, das geplante Bündnis zwischen Dunwegen und Hania zu verhindern«, erzählte Qurin ihnen.

Avorim nickte. »Wie ihr wisst, versuchen die Weißen schon seit Jahren, ein Bündnis mit den Dunwegern zu schließen. Jetzt, da der argwöhnische alte I-Orm gestorben ist und sein vernünftiger Sohn, I-Portak, die Herrschaft übernommen hat, haben die Weißen einen gewissen Erfolg verzeichnen können.«

»Warum sind die Dunweger dann hier?«, fragte jemand.

»Um das Bündnis zu verhindern. Sie haben mich aufgefordert, mit den Weißen in Verbindung zu treten, um ihre Forderungen zu übermitteln. Ich habe es getan, und ich... ich habe mit Juran persönlich gesprochen.«

Auraya hörte, dass einige der Dorfbewohner scharf die Luft einsogen. Es war selten, dass Priester auf telepathischem Wege mit einem der Auserwählten der Götter sprachen, den

vier Führern der Zirkler, die die Weißen genannt wurden. Zwei rote Flecken waren auf Avorims Wangen erschienen.

»Was hat er gesagt?«, fragte der Dorfbäcker.

Avorim zögerte. »Er sorgt sich um uns und wird tun, was er kann.«

»Und das wäre?«

»Das hat er nicht gesagt. Er wird wahrscheinlich zuerst mit I-Portak sprechen.«

Mehrere Fragen folgten. Avorim hob die Stimme. »Die Dunweger wollen keinen Krieg mit Hania – das haben sie uns unzweideutig zu verstehen gegeben. Wer den Weißen trotzt, trotzt schließlich damit den Göttern selbst. Ich weiß nicht, wie lange wir noch hier sein werden. Wir müssen auf eine Wartezeit von mehreren Tagen vorbereitet sein.«

Die Fragen wandten sich jetzt praktischeren Belangen zu, und Auraya fiel auf, dass sich auf Leiards Gesicht Sorge und Zweifel abzeichneten. *Wovor hat er Angst? Bezweifelt er, dass die Weißen uns retten können?*

Auraya träumte. Sie ging einen langen, von Schriftrollen und Tafeln gesäumten Flur hinunter. Obwohl all diese Dinge sehr interessant aussahen, beachtete sie sie nicht weiter; aus irgendeinem Grund wusste sie, dass keins davon das enthielt, was sie benötigte. Etwas trieb sie weiter. Schließlich gelangte sie in einen kleinen runden Raum. Auf einem Podest in der Mitte befand sich eine große Schriftrolle. Die Schriftrolle entfaltete sich, und Auraya hatte den Text vor Augen.

Mit hämmerndem Herzen erwachte sie und fuhr erschrocken auf. Im Tempel war es still bis auf die gedämpften Geräusche der schlafenden Dorfbewohner. Sie blickte sich forschend um; Leiard lag schlafend in einer anderen Ecke des Raums.

Hatte er ihr den Traum geschickt? Wenn es so war, hatte

er damit ein Gesetz gebrochen, auf dessen Missachtung die Todesstrafe stand.

Spielt das eine Rolle, wenn wir alle ohnehin sterben werden?

Auraya streifte sich ihr Kapas wieder über und dachte über ihren Traum nach und darüber, warum sie sich jetzt so sicher war, dass dem Dorf furchtbares Unheil drohte. Ein Absatz auf der Schriftrolle hatte gelautet:

»Leven-ark« bedeutet auf Dunwegisch »Ehrenverzichter«. Das Wort beschreibt einen Krieger, der alle Ehre und alle Verpflichtungen beiseitegeschoben hat, um für eine ideelle oder moralische Sache zu kämpfen.

Zuvor hatte es für Auraya keinen Sinn ergeben, dass ein dunwegischer Krieger seinen Clan entehren sollte, indem er unbewaffnete Dorfbewohner als Geiseln nahm oder wehrlose Menschen tötete. Jetzt verstand sie. Ehre bedeutete diesen Dunwegern nichts mehr. Sie konnten alles tun, auch die Dorfbewohner niedermetzeln.

Die Weißen besaßen machtvolle Gaben und könnten die Dunweger in einem Kampf mühelos besiegen, aber während dieses Kampfes würden die Dunweger die Dorfbewohner vielleicht töten, bevor die Weißen sie überwältigen konnten. Wenn die Weißen den Forderungen der Dunweger jedoch nachgaben, würden andere sie vielleicht nachahmen. Viele weitere Hanianer könnten gefangen genommen und bedroht werden.

Die Weißen werden nicht nachgeben, dachte sie. Eher würden sie uns alle töten lassen, als andere dazu ermutigen, ein Dorf als Geisel zu nehmen. Auraya schüttelte den Kopf. Warum hat Leiard mir diesen Traum geschickt? Gewiss würde er mich nicht mit der Wahrheit quälen, wenn es nichts gäbe, was ich dagegen tun könnte.

Noch einmal dachte sie über die Informationen in der Schriftrolle nach. »Leven-ark.« »... alle Ehre und alle Verpflichtungen beiseitegeschoben hat.« Wie können wir das zu unserem Vorteil nutzen?

Den Rest der Nacht lag sie wach und grübelte. Erst als das Morgenlicht in den Raum drang, fand sie die Antwort.

Nach mehreren Tagen waren die Gemüter gereizt, und in der abgestandenen Luft lagen unangenehme Gerüche. Wenn Priester Avorim nicht damit beschäftigt war, Streitigkeiten unter den Dorfbewohnern zu schlichten, sprach er ihnen Mut zu. Er hielt jeden Tag mehrere Predigten. Heute hatte er von den dunklen Zeiten vor dem Krieg der Götter gesprochen, als Chaos die Welt regierte.

»Priester Avorim?«, fragte ein Junge, als die Geschichte endete.

»Ja?«

»Warum töten die Götter die Dunweger nicht?«

Avorim lächelte. »Die Götter sind Geschöpfe aus purer Magie. Um Einfluss auf die Welt zu nehmen, müssen sie durch Menschen wirken. Deshalb haben wir die Weißen. Sie sind die Hände, die Augen und die Stimmen der Götter.«

»Warum geben sie *dir* nicht die Macht, die Dunweger zu töten?«

»Weil es bessere Wege gibt, Probleme zu lösen, als zu töten. Die Dunweger...« Die Stimme des Priesters verklang. Sein Blick war auf einen fernen Punkt gerichtet, dann lächelte er. »Mairae von den Weißen ist soeben angekommen«, verkündete er.

Aurayas Magen flatterte. *Eine der Weißen ist hier, in Oralyn!* Als die Tür des Tempels geöffnet wurde, zerstob ihre Erregung. Bal trat herein, begleitet von mehreren Kriegern und seinem Zauberer, Sen.

»Priester Avorim. Qurin. Kommt.«

Avorim und Qurin eilten hinaus. Sen blieb zurück. Die strahlenförmig angeordneten Linien auf seinem Gesicht waren zu einem finsternen Ausdruck verzogen. Er deutete auf den Vater des Schmieds, Ralam.

»Du da. Komm.«

Der alte Mann erhob sich und taumelte auf den Zauberer zu, behindert durch ein Bein, das vor Jahren gebrochen und anschließend ungeschickt gerichtet worden war.

Das Opfer, dachte Auraya. Ihr Herz begann zu rasen, als sie langsam vortrat. Ihr Plan stützte sich darauf, dass es den Dunwegern trotz ihrer Absichten widerstreben würde, gegen ihre Sitten zu verstoßen. Sie stellte sich vor Ralam.

»Gemäß den Edikten von Lore«, sagte sie an Sen gerichtet, »fordere ich das Recht, den Platz dieses Mannes einnehmen zu dürfen.«

Der Zauberer blinzelte überrascht. Er blickte zu den Kriegerinnen hinüber, die die Tür bewachten, sprach einige Worte auf Dunwegisch und deutete mit einer abschätzigen Geste auf Auraya.

»Ich weiß, dass du mich verstanden hast«, erklärte sie und trat weiter vor, bis sie nur noch einen Schritt von dem Zauberer entfernt stand. »Geradeso wie deine Kriegerbrüder mich verstanden haben. Ich fordere das Recht, den Platz dieses Mannes einnehmen zu dürfen.«

Ihr Herz hämmerte. Stimmen wurden laut, riefen nach ihr, befahlen ihr zurückzukommen. Der alte Mann zupfte an ihrem Ärmel.

»Es ist schon gut, Mädchen. Ich werde gehen.«

»Nein«, sagte sie. Sie zwang sich dazu, Sens Blick standzuhalten. »Werdet Ihr mich nehmen?«

Sens Augen wurden schmal. »Es ist dein freier Wille?«

»Ja.«

»Dann komm mit mir.«

Irgendjemand im Raum schrie ihren Namen, und sie zuckte zusammen, als ihr klar wurde, dass es ihre Mutter war. Sie widerstand dem Drang, sich umzudrehen, und folgte den Dunwegern aus dem Tempel.

Draußen angelangt, geriet Aurayas Mut ins Wanken. Sie konnte die dunwegischen Krieger sehen, die sich in einem Halbkreis um die Lücke in der Dorfmauer geschart hatten. Das Licht des späten Nachmittags ließ ihre Speere funkeln. Von Qurin und Priester Avorim war nichts zu sehen. Im nächsten Moment löste sich Bal aus dem Halbkreis der Krieger. Als er Auraya erblickte, runzelte er finster die Stirn und murmelte einige Worte in seiner eigenen Sprache.

»Sie hat sich im Austausch für den Alten angeboten«, antwortete Sen auf Hanianisch.

»Warum hast du das nicht abgelehnt?«

»Sie kannte die rituellen Worte. Die Ehre verlangte von mir ...«

Bals Augen wurden schmal. »Wir sind die Leven-ark. Wir haben alle Ehre hinter uns gelassen. Nimm ...«

Ein Warnruf wurde laut. Alle wandten die Köpfe und erblickten eine Priesterin, die in der Lücke der Mauer stand.

Die Priesterin war sehr schön. Ihr goldblondes Haar war zu einer kunstvollen Frisur hochgesteckt, und in ihren großen blauen Augen lag ein Ausdruck friedvoller Heiterkeit. Auraya vergaß alles andere, bis auf die Tatsache, dass sie Mairae von den Weißen sah. Dann umklammerte Sen mit eisernem Griff ihr Handgelenk und zog sie hinter Bal her, der auf die Frau zuzuging.

»Bleib, wo du bist, oder das Mädchen stirbt«, blaffte der Anführer der Dunweger die Priesterin an.

Mairae betrachtete Bal aufmerksam. »Bal, Talm von Mir-

rim, Ka-Lem von den Leven-ark, warum hältst du die Menschen von Oralyn gefangen?«

»Hat euer Priester das nicht erklärt? Wir verlangen, dass ihr keine Allianz mit Dunwegen eingeht. Tut ihr es trotzdem, werden wir diese Dorfbewohner töten.«

»I-Portak heißt euer Vorgehen nicht gut.«

»Wir liegen mit euch *und* mit I-Portak im Streit.«

Mirae nickte. »Warum trachtet ihr danach, das Bündnis zu verhindern, wenn die Götter unsere Länder vereint sehen wollen?«

»Sie haben nicht kundgetan, dass Dunwegen unter die Herrschaft der Weißen gestellt werden soll, nur dass sie unsere Länder verbündet sehen wollen.«

»Wir haben nicht den Wunsch, über euch zu herrschen.«

»Warum verlangt ihr dann die Kontrolle über unsere Verteidigungstruppen?«

»Das tun wir nicht. Die Armee eures Landes gehorcht I-Portak und seinen Nachfolgern, und so wird es immer sein.«

»Eine Armee ohne Feuerkrieger.«

Mirae zog die Augenbrauen in die Höhe. »Dann ist es die Auflösung des Zauberer-Clans, gegen die ihr protestiert, nicht die Allianz selbst?«

»So ist es.«

Sie blickte nachdenklich drein. »Wir haben geglaubt, die Auflösung des Zauberer-Clans geschehe mit Billigung seiner Zauberer. I-Portak hat große Vorteile darin gesehen, Dunweger mit magischen Gaben der Priesterschaft beitreten zu lassen. Es gibt viele Dinge, die wir sie lehren können und die sie im Clanhaus nicht lernen würden. Die Heilkunst zum Beispiel.«

»Unsere Krieger wissen, wie man eine Wunde versorgt«, fuhr Sen auf, und seine Stimme dröhnte in Aurays Ohren.

Mirae wandte ihre Aufmerksamkeit jetzt ihm zu. »Aber

sie verstehen sich nicht darauf, die Krankheit eines Kindes zu heilen, bei einer schwierigen Geburt Beistand zu leisten oder einem alten Mann das Augenlicht zurückzugeben.«

»Diese Pflichten versorgen unsere Traumweber.«

Mirae schüttelte den Kopf. »Es kann nicht genug Traumweber in Dunwegen geben, die sich um diese Dinge kümmern.«

»Wir haben mehr Traumweber als Hania«, sagte Sen steif. »Wir haben sie nicht zu Tode gehetzt, wie die Hanianer es getan haben.«

»Vor hundert Jahren waren die Dunweger genauso erpicht darauf wie die Hanianer, sich des Anführers der Traumweber, Mirar, zu entledigen. Nur einige wenige irregeleitete Hanianer haben danach getrachtet, seine Anhänger zu töten. Wir haben das nicht angeordnet.« Sie hielt inne. »Traumweber mögen mit Gaben gesegnete Heiler sein, aber sie verfügen nicht über die Macht der Götter. Wir können euch so viel mehr geben als sie.«

»Ihr würdet uns eine Tradition stehlen, die wir über tausend Jahre lang gepflegt haben«, entgegnete Bal.

»Würdet ihr euch deshalb zu Feinden der Götter machen?«, fragte sie. »Lohnt es sich, dafür einen Krieg zu beginnen? Denn genau das werdet ihr tun, wenn ihr diese Dorfbewohner hinrichtet.«

»Ja«, antwortete Bal inbrünstig. »Wir sind bereit zu einem Krieg. Denn wir wissen, dass es nicht die Götter sind, die das Ende des Zauberer-Clans verlangen, sondern I-Portak und die Weißen.«

Mirae seufzte. »Warum habt ihr nicht früher gesprochen? Wärt ihr friedlich an uns herangetreten, hätten die Bedingungen der Allianz vielleicht geändert werden können. Jetzt können wir euren Forderungen nicht mehr nachgeben, denn wenn andere sehen würden, dass ihr Erfolg hattet, würden

auch sie Unschuldige bedrohen, um ihren Willen durchzusetzen.«

»Also wirst du diese Dorfbewohner ihrem Schicksal überlassen?«

»Das ist eine Schuld, die du auf dein Gewissen lädst.«

»Ach ja?«, fragte Bal. »Was werden die Menschen von den Weißen denken, wenn sie hören, dass sie sich geweigert haben, ihre eigenen Leute zu retten?«

»Die Loyalität meiner Leute ist stark. Du hast bis zum Ende des Tages Zeit, mit deinen Männern abzuziehen, Talm von Mirrim. Mögen die Götter dich leiten.«

Sie wandte sich ab.

»Unsere Sache ist gerecht«, sagte Bal leise. »Die Götter wissen das.« Er bedachte Auraya mit einem verstörend unpersönlichen Blick, dann nickte er Sen zu. Auraya erstarrte, als sie Sens Hand in ihrem Nacken spürte.

»Warte!«, stieß sie hervor. »Darf ich sprechen, bevor ich sterbe?«

Sie spürte, dass Sen innehielt. Mairae blieb stehen und blickte über ihre Schulter hinweg zu Bal hinüber. Der Dunweger lächelte.

»Sprich«, sagte er.

Auraya blickte von Mairae zu Bal und griff nach den Worten, die sie seit Tagen im Stillen geprobt hatte. »Es gibt vier Möglichkeiten, wie diese Sache entschieden werden kann«, erklärte sie. »Erstens, die Dunweger könnten nachgeben und den Weißen ihren Willen lassen.« Sie sah zu Bal hinüber. »Das ist unwahrscheinlich. Ebenso unwahrscheinlich ist es, dass die Weißen nachgeben und auf einen besseren Zeitpunkt warten werden, um ein Bündnis zu schließen, denn sie werden nicht wollen, dass irgendjemand euch nachahmt.«

Ihr Mund war so trocken. Sie hielt inne, um zu schlucken.

»Es sieht so aus, als müssten die Weißen zulassen, dass die

Leven-ark uns töten. Dann werden entweder die Weißen oder I-Portak die Leven-ark töten. Man wird uns alle als Märtyrer sehen, die für ihr Land oder ihre Sache gestorben sind.« Wieder wandte sie sich an Bal. »Oder ist das ein Irrtum? Wenn ihr euer Leben lasst, wird der Zauberer-Clan dennoch zu existieren aufhören. Eure Mission scheitert.« Sie drehte sich zu Mairae um. »Es muss noch eine andere Lösung geben.«

Alle starrten sie an. Sie zwang sich, abermals den Blick auf Bal zu richten. Lasst es so *aussehen*, als seien die Leven-ark gescheitert. »Ihr habt alle Ehre hinter euch gelassen und seid mit der Bereitschaft hierhergekommen, euer Leben zu opfern, um den Zauberer-Clan zu retten. Seid ihr bereit, stattdessen euren Stolz zu opfern?«

Bal runzelte die Stirn. »Unseren Stolz?«

»Wenn ihr den Weißen gestattet, euch in Schande aus Hania hinauszuführen – wenn ihr ein Scheitern eurer Mission vor-täuscht –, dann werden wir nicht befürchten müssen, dass andere euch nachahmen.« Sie sah Mairae an. »Wenn er zustimmt, werdet ihr dann die Bedingungen eurer Allianz ändern?«

»Und den Clan fortbestehen lassen?«

»Ja. Selbst ich, die ich in diesem winzigen Dorf lebe, weiß von dem berühmten dunwegischen Feuerkrieger-Clan.«

Mairae nickte. »Ich bin einverstanden, sofern das Volk von Dunwegen den Clan behalten will.«

»Verändert die Bedingungen der Allianz – aber nicht sofort, sonst werden andere eine Verbindung zwischen dem Erscheinen der Leven-ark hier und der Veränderung sehen. Benutzt eine List, um die Veränderung zu rechtfertigen.«

Bal und Mairae blickten nachdenklich drein. Sen stieß einen dumpfen Laut aus, dann sagte er einige Worte auf Dunwegisch. Bei Bals Antwort versteifte er sich, verfiel jedoch in Schweigen.

»Gibt es noch etwas, das du zu sagen wünschst, Mädchen?«, fragte Bal.

Auraya neigte den Kopf. »Ich wäre euch dankbar, wenn ihr meine Familie und meine Nachbarn nicht töten würdet.«

Bal wirkte erheitert. Er drehte sich zu Mairae um. Auraya kämpfte den wachsenden Verdacht nieder, dass sie sich soeben zum Narren gemacht hatte.

Ich musste es versuchen. Wenn mir eine Möglichkeit eingefallen wäre, das Dorf zu retten, und ich es nicht versucht hätte, wäre ich ... wäre ich am Ende ohnehin gestorben.

»Bist du bereit, die Welt glauben zu machen, deine Mission sei gescheitert?«, fragte Mairae.

»Ja«, antwortete Bal. »Aber meine Männer müssen ebenfalls zustimmen. Wenn sie es tun, werdet ihr dann die Bedingungen der Allianz verändern?«

»Falls die anderen Weißen und I-Portak zustimmen, ja. Sollen wir uns mit unseren Leuten beraten und uns in einer Stunde wieder treffen?«

Bal nickte.

»Ihr werdet bis dahin keinem der Dorfbewohner Schaden zufügen?«

»Ich schwöre im Namen von Lore, dass ihnen kein Leid geschehen wird. Aber wie können wir darauf vertrauen, dass ihr die Bedingungen der Allianz tatsächlich verändern werdet, wenn wir abgezogen sind?«

Mairaes Lippen entspannten sich zu einem Lächeln. »Die Götter gestatten uns nicht, unsere Versprechen zu brechen.«

Bal knurrte. »Damit müssen wir uns zufriedengeben. Kehre in einer Stunde zurück. Dann werden wir dir unsere Antwort geben.«

Als Mairae den Tempel betrat, verstummten die Dorfbewohner.

»Es ist eine friedliche Lösung gefunden worden«, erklärte sie. »Die Dunweger sind fort. Ihr dürft in eure Häuser zurückkehren.«

Sofort brandete Jubel im Tempel auf.

Auraya war Mairae, Avorim und Qurin in den Raum gefolgt. »Du kleine Närrin!«, rief eine vertraute Stimme. Ihre Mutter eilte auf sie zu, um sie fest in die Arme zu schließen. »Warum hast du das getan?«

»Ich werde es dir später erklären.« Auraya hielt Ausschau nach Leiard, aber der Traumweber war nirgends zu sehen. Als ihre Mutter sie losließ, wurde ihr plötzlich bewusst, dass Mairae neben ihr stand.

»Auraya Färberin«, sagte die Weiße. »Das war sehr mutig von dir.«

Auraya spürte, wie ihr die Röte ins Gesicht schoss. »Mutig? Ich hatte die ganze Zeit über furchtbare Angst.«

»Und doch hast du dich von deiner Furcht nicht zum Schweigen bringen lassen.« Die Frau lächelte. »Du hast einen seltenen Scharfblick bewiesen. Von Avorim weiß ich, dass du eine intelligente und mit außerordentlichen Gaben gesegnete Schülerin bist.«

Auraya sah den Priester überrascht an. »Das hat er gesagt?«

»Ja. Hast du es einmal in Betracht gezogen, der Priesterschaft beizutreten? Du bist zwar älter als die meisten unserer Akolythen, aber nicht zu alt.«

Kummer stieg in Auraya auf. »Ich würde schrecklich gern Priesterin werden, aber meine Mutter ...« Sie blickte zu ihren Eltern hinüber. »Sie ist krank. Ich kümmere mich um sie.«

Mairae drehte sich zu Aurayas Mutter um. »Die Heiler des Tempels sind die Besten im Land. Wenn ich einen hierherschicke, der dich versorgt, würdest du Auraya dann gestatten, sich uns beizugesellen?«

Auraya, die sich plötzlich seltsam benommen fühlte, sah wieder zu ihren Eltern hinüber, deren Augen sich vor Erstaunen geweitet hatten.

»Ich möchte euch nicht so viel Mühe bereiten«, begann ihre Mutter.

Mairae lächelte. »Betrachte es als einen Tausch: eine neue Priesterin gegen eine voll ausgebildete. Auraya verfügt über zu großes Potenzial, als dass man es vergeuden dürfte. Was sagst du dazu, Auraya?«

Auraya öffnete den Mund und stieß ein würdeloses Quieten aus, an das sie sich noch jahrelang voller Verlegenheit erinnern sollte. »Das wäre *wunderbar!*«

TEIL 1



1

O bwohl Danjin Speer schon mehrfach im Tempel des Jarime gewesen war, hatte er heute zum ersten Mal das Gefühl, wirklich dort angekommen zu sein. In der Vergangenheit war er auf Geheiß anderer hier gewesen oder um mindere Dienste als Übersetzer zu leisten. Diesmal war es anders; diesmal war er hier, um, wie er hoffte, die bedeutendste Stellung seiner Laufbahn anzutreten.

Wohin auch immer ihn dies führen würde, und selbst wenn er versagte oder seine Pflichten sich als lästig oder unerfreulich erweisen sollten, diesen Tag würde er nie wieder vergessen. Er nahm seine Umgebung viel deutlicher wahr als sonst – vielleicht um sie sich für spätere Betrachtung einzuprägen. *Vielleicht liegt es nur an meiner Nervosität, dachte er, dass diese Reise mir so vorkommt, als dauere sie eine Ewigkeit.*

Man hatte ihn von einem Plattan abholen lassen. Der kleine, zweirädrige Wagen schaukelte sacht hin und her, den Bewegungen des Arem folgend, der ihn zog. Langsam kamen sie an anderen Wagen vorbei, an Dienstboten und Soldaten und an reichen Männern und Frauen, die umherschlenderten. Danjin biss sich auf die Unterlippe und widerstand der Versuchung, den Mann, der auf dem schmalen Kutschbock hockte, das sanftmütige Geschöpf zu einer schnelleren Gangart antreiben zu lassen. Alle Diener des Tempels besaßen eine stille Würde, die die meisten Menschen davon abhielt, sie herumzukommandieren. Vielleicht lag das daran, dass ihr Verhalten an das der Priester und Priesterinnen erinnerte, und *sie* kommandierte man gewiss nicht herum.

Sie näherten sich dem Ende einer langen, breiten Straße. Zu beiden Seiten reihten sich große, zwei- und dreistöckige Häuser – ein deutlicher Gegensatz zu dem Gewirr von Wohngebäuden, Läden und Lagerhäusern, die den größten Teil der Stadt bildeten. Die Häuser auf der Tempelstraße waren so teuer, dass nur die Reichsten sie sich leisten konnten. Obwohl Danjin einer der wohlhabendsten Familien in Jarime angehörte, wohnte nicht ein einziger seiner Verwandten hier. Die Mitglieder seiner Familie waren Kaufleute und interessierten sich für den Tempel und die Religion geradeso, wie sie sich für den Markt und ihr Abendessen interessierten: Sie waren eine grundlegende Notwendigkeit, um die großen Wirbel zu machen sich nicht lohnte, es sei denn, es ließe sich damit Wohlstand erwerben.

Danjin dachte anders und hatte es getan, solange sein Gedächtnis zurückreichte. Nicht alle Werte, so glaubte er, wurden in Gold bemessen. Hingebung an eine gute Sache, das Gesetz, zivilisiertes Verhalten, Kunst und der Erwerb von Wissen waren Werte an sich – allesamt Dinge, von denen sein Vater glaubte, man könne sie kaufen oder ignorieren.

Der Plattan erreichte den Weißen Bogen, der sich über den Eingang des Tempels spannte, und Reliefschnitzereien der fünf Götter ragten über Danjin auf. Mit Gold gefüllte Rillen gaben auf überzeugende Weise das strahlende Licht wieder, das die Götter verströmten, wenn sie ihre sichtbare Gestalt annahmen. *Ich weiß, was Vater dazu sagen würde: Wenn Geld den Göttern nichts bedeutet, warum ist ihr Tempel dann nicht aus Stöcken und Lehm gebaut?*

Der Plattan fuhr unter dem Bogen durch, und die volle Pracht des Tempels wurde sichtbar. Danjin seufzte anerkennend. Er war, wie er zugeben musste, recht froh, dass der Tempel nicht aus Stöcken und Lehm gebaut war. Zu seiner Linken sah er die Kuppel, eine gewaltige Halbkugel, unter der Zere-

monien abgehalten wurden. Hohe Bogengänge im Sockel des Gebäudes gewährten Zutritt ins Innere und vermittelten den Eindruck, die Kuppel schwebe unmittelbar über dem Boden. Unter der Kuppel stand auch der Altar, an dem die Weißen mit den Göttern in Verbindung traten. Danjin hatte ihn noch nie gesehen, aber vielleicht würde er durch seine neue Tätigkeit eine Gelegenheit dazu finden.

Neben der Kuppel ragte der Weiße Turm auf. Das höchste Gebäude, das je existiert hatte, schien sich bis in die Wolken zu erheben. Aber so war es natürlich nicht. Danjin war in den höchstgelegenen Räumen gewesen und wusste, dass die Wolken unerreichbar weit entfernt darüber lagen. Die Illusion musste auf Besucher jedoch einen starken Eindruck machen. Er konnte durchaus erkennen, wie vorteilhaft es war, sowohl das gemeine Volk als auch fremdländische Herrscher zu beeindrucken und ihnen ein Gefühl der Demut zu vermitteln.

Rechter Hand schlossen sich an den Turm die Fünf Häuser an, ein großes, achteckiges Gebäude, das die Priesterschaft beherbergte. Danjin hatte es nie betreten und würde es wahrscheinlich auch niemals tun. Obwohl er die Götter und ihre Anhänger respektierte, verspürte er keinerlei Drang, selbst Priester zu werden. Mit seinen einundfünfzig Jahren war er zu alt, um einige seiner schlechten Angewohnheiten aufzugeben. Und seine Frau hätte ein solches Tun niemals gutgeheißen.

Andererseits könnte ihr der Gedanke durchaus gefallen. Er lächelte vor sich hin. Sie beklagt sich stets über die Unordnung, die ich in ihr Haus und ihre Pläne bringe, wenn ich daheim bin.

Konzentrische Ringe von gepflasterten Wegen und Gartenbeeten umgaben die Tempelbauten in beträchtlicher Breite. Der Kreis war das heilige Symbol des Zirkels der Götter, und einige der Methoden, mit denen dieser Umstand im Tempel

versinnbildlicht wurde, weckten in Danjin die Frage, ob es sich bei den ersten Architekten und Gestaltern der Gebäude vielleicht um schwachsinnige Fanatiker gehandelt haben mochte. War es wirklich nötig gewesen, zum Beispiel die Gemeinschaftstoiletten mit kreisförmigen Entwürfen zu schmücken?

Der Plattan rollte immer näher an den Turm heran. Danjins Herz schlug jetzt ein wenig zu schnell. Weiß gekleidete Priester und Priesterinnen schritten auf den Wegen einher; einige von ihnen bemerkten seine Ankunft und nickten ihm höflich zu, wie sie es wahrscheinlich bei jedem taten, der so reich gekleidet war wie er. Schließlich blieb der Plattan neben dem Turm stehen, und Danjin stieg aus. Er dankte dem Fahrer, der mit einem knappen Nicken antwortete, bevor er dem Arem das Zeichen gab, sich wieder in Bewegung zu setzen.

Danjin holte tief Luft und wandte sich dem Eingang des Turms zu. Schwere Säulen trugen einen breiten Bogen. Er trat ein. Magische Lichter ließen offenbar werden, dass das gesamte Erdgeschoss des Turms aus einer von vielen Säulen getragenen Halle bestand. Hier wurden Versammlungen abgehalten und wichtige Besucher empfangen. Da die Weißen nicht nur über Hania herrschten, sondern auch der Zirklerreligion als Oberhäupter vorstanden, war der Tempel ebenso sehr Palast wie religiöses Zentrum. Hier versammelten sich bei wichtigen Gelegenheiten Herrscher anderer Länder, ihre Botschafter und andere bedeutende Persönlichkeiten, um über politische Angelegenheiten zu verhandeln. Dies war eine einzigartige Situation; in allen anderen Ländern war die Priesterschaft der herrschenden Macht untergeordnet.

Die Halle war voller Menschen, und ein Summen von vielen Stimmen lag in der Luft. Priester und Priesterinnen eilten umher oder mischten sich unter die Besucher, Männer und Frauen in Tuniken aus luxuriösen Stoffen, die trotz der Hitze

üppige Kapas trugen und glitzernden Juwelenschmuck zur Schau stellten. Danjin, der die Gesichter der Umstehenden betrachtete, verspürte etwas, das an Ehrfurcht grenzte. Beinahe jeder Herrscher und fast alle berühmten, wohlhabenden und einflussreichen Männer und Frauen von Nordithania waren zugegen.

Ich kann nicht glauben, was ich hier sehe.

All diese Menschen waren nur aus einem Grund in den Tempel von Hania geströmt: Sie wollten miterleben, wie die Götter den fünften und letzten Weißen auswählten. Jetzt, da die Zeremonie beendet war, wollten sie die neue Auserwählte kennenlernen.

Danjin zwang sich, seinen Weg zwischen zwei Säulenreihen hindurch fortzusetzen. Die Säulen bewegten sich strahlenförmig auf das Zentrum des Gebäudes zu und zogen ihn immer tiefer in eine massive, kreisförmige Mauer hinein. Diese Mauer umschloss eine Wendeltreppe, die sich bis zum höchsten Stockwerk schlängelte. Der Aufstieg in die oberen Bereiche des Turms war kräftezehrend, und die Schöpfer dieses Gebäudes hatten sich eine verblüffende Lösung für das Problem einfallen lassen. Im Treppenhaus hing eine schwere Kette, die in ein Loch im Boden mündete. Am Fuß der Treppe stand ein Priester. Danjin trat auf den Mann zu und schlug das offizielle Zeichen des Zirkels: Er bildete mit Zeigefinger und Daumen beider Hände einen Kreis.

»Danjin Speer«, sagte er. »Dyara von den Weißen hat mich hergerufen.«

Der Priester nickte. »Willkommen, Danjin Speer«, antwortete er mit tiefer Stimme.

Danjin wartete auf irgendein Anzeichen dafür, dass der Priester seine Ankunft durch Gedankenrede weitergab, aber der Mann zuckte nicht einmal mit der Wimper. Die Kette im Treppenhaus setzte sich in Bewegung. Danjin hielt den Atem

an. Er fürchtete sich noch immer ein wenig vor dieser Vorrichtung im Zentrum des Weißen Turms. Als er aufblickte, sah er eine große Metallscheibe zu ihnen herabschweben.

Die Scheibe war der Boden eines Metallzylinders von der Breite des Treppenhauses. Diese Vorrichtung wurde allgemein »der Käfig« genannt, und die Gründe dafür lagen auf der Hand. Sie sah genauso aus wie die aus gebogenen Weidenzweigen geformten Käfige, in denen Tiere auf den Markt gebracht wurden – und wahrscheinlich weckte sie in jenen, die sie benutzten, ein ähnliches Gefühl von Verletzbarkeit. Danjin war dankbar dafür, dass dies nicht seine erste Fahrt im »Käfig« war. Obwohl er nicht glaubte, dass er diese Vorrichtung jemals ohne Unbehagen würde benutzen können, fürchtete er sich nicht mehr so sehr davor wie früher. Er war bereits nervös genug beim Gedanken daran, eine wichtige Stellung anzutreten, da konnte er auf zusätzliche Angst gut verzichten.

Als der Käfig unten angekommen war, öffnete der Priester die Tür und ließ Danjin ein. Der Käfig erhob sich, und Danjin verlor den Mann schnell aus den Augen. Auf dem Weg nach oben sah er in den Gängen Männer und Frauen in Zirks, uniformierte Diener und die Reichen und Wichtigen in ihren üppigen Gewändern. In den unteren Stockwerken lagen die Quartiere und Versammlungsräume für Würdenträger, die im Tempel zu Gast waren. Aber je höher der Käfig stieg, umso weniger Menschen konnte Danjin entdecken. Zu guter Letzt erreichte er die höchsten Ebenen, auf denen die Weißen lebten. Der Käfig verlangsamte seine Fahrt und blieb schließlich stehen.

Danjin öffnete die Tür und trat hinaus. In der gegenüberliegenden Wand, zwei Schritte von ihm entfernt, befand sich eine Tür. Er zögerte, bevor er darauf zuing. Obwohl er inzwischen mehrmals mit Dyara, der zweitmächtigsten Weißen, ge-

sprochen hatte, empfand er in ihrer Gegenwart noch immer ein wenig Scheu. Er wischte sich die verschwitzten Finger an seinem Gewand ab, holte tief Luft und hob die Hand, um anzuklopfen.

Seine Knöchel trafen ins Leere, da die Tür bereits aufgeschwungen war. Eine hochgewachsene Frau in mittleren Jahren lächelte ihn an.

»Genau zur vereinbarten Zeit, wie gewöhnlich, Danjin Speer. Tritt ein.«

»Dyara von den Weißen«, sagte er respektvoll und machte das Zeichen des Zirkels. »Wie könnte ich mich verspäten, nachdem du mir freundlicherweise einen Plattan geschickt hast?«

Sie hob die Augenbrauen. »Wenn ein Plattan allein Garantie für Pünktlichkeit wäre, müssten mir eine Menge Leute, die ich in der Vergangenheit hergerufen habe, einiges erklären. Komm herein und nimm Platz.«

Sie drehte sich um und ging zurück in den Raum. Ihre Größe, zusammen mit der Gewandung einer Zirklerpriesterin, hätte sie selbst dann zu einer beeindruckenden Gestalt gemacht, wäre sie nicht eine der unsterblichen Weißen gewesen. Als er ihr in den Raum folgte, sah er, dass eine weitere Weiße zugegen war. Wieder machte er das Zeichen des Zirkels. »Mairae von den Weißen.«

Die Frau lächelte, und Danjin wurde leichter ums Herz. Mairaes Schönheit war in ganz Nordithania berühmt. In Tributgesängen wurde ihr Haar als Sonnenlicht auf Gold beschrieben, und ihre Augen wurden mit Saphiren verglichen. Es hieß, sie könne mit einem Lächeln einen König dazu bringen, ihr sein Reich zu schenken. Danjin bezweifelte, dass auch nur einer der gegenwärtigen Könige durch ein bloßes Lächeln gefügig gemacht werden konnte, aber das reizvolle Funkeln in Mairaes Augen und die Herzlichkeit ihres Wesens

hatten ihm bisher noch jedes Mal seine Befangenheit genommen.

Sie war nicht so groß wie Dyara und verströmte auch nicht das strenge Selbstbewusstsein, das die ältere Frau ausstrahlte. Von den fünf Weißen war Dyara als Zweite auserwählt worden. Ihre Erwählung hatte vor fünfundsiebzig Jahren stattgefunden, als sie zweiundvierzig Jahre alt gewesen war, daher verfügte sie über ein Wissen von der Welt, das mehr als ein Jahrhundert umspannte. Mairae, die erst vor einem Vierteljahrhundert im Alter von dreiundzwanzig auserwählt worden war, besaß nur einen Bruchteil der Erfahrung der Älteren.

»Lass nicht zu, dass König Berro heute deine ganze Zeit für sich beansprucht«, sagte Dyara zu Mairae.

»Ich werde etwas finden, womit ich ihn ablenken kann«, erwiderte Mairae. »Brauchst du Hilfe bei den Vorbereitungen für die Feierlichkeiten heute Abend?«

»Noch nicht. Es liegt jedoch noch ein ganzer Tag vor uns, an dem sich alle möglichen Katastrophen anbahnen könnten.« Sie hielt inne, als sei ihr soeben ein Gedanke gekommen, dann sah sie Danjin an. »Mairae, würdest du Danjin Speer Gesellschaft leisten, während ich etwas überprüfe?«

Mairae lächelte. »Natürlich.«

Als sich die Tür hinter Dyara schloss, wandte sich Mairae mit freundlicher Miene zu Danjin um. »Unsere neueste Rekrutin findet das alles hier noch ein wenig überwältigend«, sagte sie. »Ich erinnere mich noch gut daran, wie das für mich damals war. Dyara hat mir so viel zu tun gegeben, dass ich keine Zeit zum Nachdenken hatte.«

Ein leiser Stich der Furcht durchzuckte Danjin. Was würde er tun, wenn sich die neueste Weiße als unfähig erwies, ihren Pflichten nachzukommen?

»Kein Grund zur Sorge, Danjin Speer.« Mairae lächelte, und

ihm fiel wieder ein, dass alle Weißen Gedanken lesen konnten. »Sie wird es schon schaffen. Der Gang der Ereignisse hat sie nur ein wenig überrascht.«

Danjin nickte erleichtert und betrachtete Mairae. Dies könnte eine Möglichkeit sein, ein wenig mehr über die neueste Weiße in Erfahrung zu bringen.

»Wie ist sie denn so?«, fragte er.

Mairae schürzte die Lippen und erwog ihre Antwort. »Klug. Mächtig. Den Göttern treu ergeben. Mitfühlend.«

»Ich meine, inwiefern unterscheidet sie sich von den *übrigen* Weißen?«, erläuterte er seine Frage.

Sie lachte. »Ah! Dyara hat mir nicht erzählt, dass du ein Schmeichler bist. Das gefällt mir bei einem Mann. Hmm.« Ihre Augen wurden schmal. »Sie versucht, alle Seiten einer Angelegenheit zu betrachten und herauszufinden, was Menschen brauchen oder wollen. Ich denke, sie wird eine gute Friedensstifterin sein.«

»Oder eine gute Verhandlungsführerin? Mir ist zu Ohren gekommen, dass sie etwas mit dem Zwischenfall mit den Dunwegern vor zehn Jahren zu tun gehabt haben soll.«

»Ja. Es war ihr Dorf, das die Dunweger als Geisel genommen haben.«

»Ah.« *Interessant.*

Mairae richtete sich abrupt auf und blickte zu der Wand hinter ihm. *Nein*, verbesserte er sich, *sie betrachtet nicht die Wand. Ihre Aufmerksamkeit ist anderswo.* Langsam erkannte er die kleinen Zeichen, die auf Gedankenrede unter den Weißen schließen ließen. Nach einer Weile richtete sie den Blick wieder auf ihn.

»Du hast recht, Danjin Speer. Mir ist soeben übermittelt worden, dass König Berro den Wunsch geäußert hat, mich zu sehen. Ich fürchte, ich muss dich allein lassen. Wirst du auch ohne mich zurechtkommen?«

»Ja, natürlich«, antwortete er.

Mirae erhob sich. »Wir werden uns gewiss noch viele Male begegnen, Danjin Speer. Und ich bin davon überzeugt, dass du einen guten Ratgeber abgeben wirst.«

»Vielen Dank, Mirae von den Weißen.«

Nachdem sie gegangen war, war die Stille ungewöhnlich greifbar. *Das liegt daran, dass kein Laut von draußen in diesen Raum dringen kann*, dachte er. Er sah zum Fenster hinüber. Es war groß und rund und gab den Blick auf den Himmel frei. Ein kalter Schauer lief ihm über den Rücken.

Er stand auf und zwang sich, näher an das Fenster heranzutreten. Obwohl er das Bild, das sich ihm vom Weißen Turm darbot, schon oft gesehen hatte, brachte es ihn noch immer aus der Ruhe. Das Meer wurde sichtbar. Noch einige Schritte, und er konnte die Stadt unter sich erkennen – eine Spielzeugstadt voller winziger Häuser und noch winzigerer Menschen. Danjin machte einen weiteren Schritt, und sein Herz begann zu rasen, als die Kuppel in Sicht kam, wie ein gewaltiges Ei, das halb vergraben im Boden lag.

Der Boden. Der Boden, der weit, weit unter ihm lag.

Die Welt neigte sich und begann sich zu drehen. Danjin wich einige Schritte zurück, bis er nur noch das Meer und den Himmel sehen konnte. Sofort legte sich der Schwindel. Einige tiefe Atemzüge später verlangsamte sich auch sein Pulsschlag.

Dann hörte er, wie die Tür hinter ihm geöffnet wurde, und sein Herz setzte einen Schlag aus. Er drehte sich um und sah Dyara hereinkommen. Eine Priesterin begleitete sie. Als ihm klar wurde, wer dies sein musste, trat Neugier an die Stelle seiner Furcht.

Die neue Weiße war ebenso groß wie ihre Begleiterin, aber ihre Arme waren dünner, und ihr Gesicht war schmal und kantig. Ihr Haar war um eine Schattierung heller als das von

Dyara, das einen erdhaften Braunton aufwies. Die großen, an den äußeren Winkeln schräg stehenden Augen verliehen ihr ein vogelähnliches Aussehen. Diese Augen betrachteten ihn mit einem scharfen, klugen Ausdruck, dann spielte ein erheitertes Lächeln um ihre Lippen. Wahrscheinlich beobachtete sie ihn, wie er sie abschätzte, und las jeden einzelnen seiner Gedanken.

Gewohnheiten ließen sich nur schwer durchbrechen. Er hatte im Laufe der Jahre gelernt, den Charakter eines Menschen auf den ersten Blick einzuschätzen, und konnte jetzt nicht damit aufhören. Als sie und Dyara auf ihn zukamen, fiel ihm auf, dass die Starrheit, mit der die neue Weiße ihre Schultern hielt, Nervosität verriet. Ihr gerader Blick und der starke Mund legten jedoch die Vermutung nahe, dass ein angeborenes Selbstbewusstsein diese Nervosität schon bald verdrängen würde. Man hatte ihm erzählt, sie sei sechszwanzig Jahre alt, und seine Augen bestätigten dieses Wissen, aber die Reife, die in ihren Zügen lag, sprach eine andere Sprache: Diese junge Priesterin verfügte über größeres Wissen und mehr Erfahrung in den Dingen der Welt, als sie die meisten Edelfrauen in diesem Alter besaßen.

Sie muss hart gearbeitet und schnell gelernt haben, um so früh schon Hohepriesterin zu werden, dachte er. Auch ihre Gaben müssen stark sein. Wenn sie diejenige ist, die aus diesem kleinen Dorf kommt, das die Dunweger als Geisel genommen haben, hat sie es weit gebracht.

Dyara lächelte. »Auraya, das ist Danjin Speer«, sagte sie. »Er wird dein Ratgeber sein.«

Danjin machte das formelle Zeichen des Zirkels. Auraya hatte bereits die Hände erhoben, um die Geste zu erwidern, hielt dann jedoch inne und ließ sie wieder sinken.

»Sei mir gegrüßt, Danjin Speer«, sagte sie.

»Sei mir gegrüßt, Auraya von den Weißen«, erwiderte er.

Sie klingt selbstbewusst, ging es ihm durch den Kopf. Zumindest gelingt es ihr, keine Nervosität aus ihrer Stimme klingen zu lassen. Sie braucht nur noch an ihrer Haltung zu arbeiten. Sie straffte sich und hob das Kinn. So ist es schon besser, dachte er. Dann wurde ihm klar, dass sie seine Gedanken gelesen und ihre Körperhaltung daraufhin verändert hatte. Ich werde wohl einige Zeit brauchen, um mich daran zu gewöhnen, dass jemand meine Gedanken lesen kann, überlegte er.

»Ich sehe schon, dass ihr beiden gut miteinander zurechtkommen werdet«, bemerkte Dyara und schob sie dann zu den Stühlen hinüber. »Danjin war uns in der Vergangenheit sehr nützlich. Seine Einschätzung der Situation in Toren war ausnehmend scharfsichtig und hat es uns ermöglicht, eine Allianz mit dem König zuwege zu bringen.«

Auraya musterte ihn mit echtem Interesse. »Ist das wahr?«

Er zuckte die Achseln. »Ich habe eine Weile in Toren gelebt und lediglich übermittelt, was ich in dieser Zeit erfahren habe.«

Dyara kicherte leise. »Außerdem ist er erfrischend bescheiden. Seine Kenntnisse fremder Völker werden dir von großem Nutzen sein. Er beherrscht alle Sprachen Ithanias.«

»Bis auf die der Völker von Siyee und Elai«, ergänzte er.

»Er ist ein guter Menschenkenner. Er weiß, wie man mächtigen Männern und Frauen taktvoll und ohne Anstoß zu erregen einen Rat erteilt.«

Aurayas Aufmerksamkeit galt inzwischen weniger Dyara als Danjin. Bei Dyaras letzter Bemerkung zuckten ihre Lippen.

»Wahrhaftig, eine sehr nützliche Fähigkeit«, sagte sie.

»Er wird dich begleiten, wann immer du eine Audienz abhältst. Achte auf seine Gedanken. Sie werden dich bei deinen Antworten leiten.«

Auraya nickte und warf Danjin dann einen entschuldigenden Blick zu.

»Es gehört zu Danjins Rolle als Ratgeber, dass du ständig seine Gedanken liest; dessen ist er sich vollauf bewusst«, versicherte Dyara ihr. Sie drehte sich um und lächelte Danjin an, während sie weiterhin zu Auraya sprach. »Obwohl das nicht bedeutet, dass du die Regeln des guten Benehmens ignorieren solltest, die ich dich gelehrt habe.«

»Natürlich nicht.«

»Jetzt, da ich euch miteinander bekannt gemacht habe, müssen wir uns wieder in die unteren Ebenen begeben. Der torenische König wartet darauf, dir vorgestellt zu werden.«

»Ich treffe jetzt schon Könige?«, fragte Auraya.

»Ja«, sagte Dyara entschieden. »Sie sind nach Jarime gekommen, um die Erwählung mitzuerleben. Jetzt möchten sie die Auserwählte kennenlernen. Ich wünschte, ich könnte dir mehr Zeit geben, aber das ist nicht möglich.«

»Schon gut«, sagte Auraya achselzuckend. »Ich hatte nur gehofft, mir bliebe ein wenig Zeit, mich mit meinem neuen Ratgeber vertraut zu machen, bevor ich von ihm verlange, dass er arbeitet.«

»Ihr werdet euch während der Arbeit miteinander vertraut machen.«

Auraya nickte. »Nun gut.« Sie lächelte Danjin an. »Aber ich hoffe doch, dich ein wenig besser kennenlernen zu können, wenn ich die Gelegenheit dazu habe.«

Er neigte den Kopf. »Auch ich freue mich darauf, deine Bekanntschaft zu machen, Auraya von den Weißen.«

Als die beiden Weißen sich erhoben und zur Tür gingen, folgte Danjin ihnen. Er hatte die Frau kennengelernt, für die er arbeiten würde, und nichts an ihr legte die Vermutung nahe, dass seine Rolle schwierig oder unerfreulich sein würde. Seine erste Aufgabe war jedoch eine ganz andere Angelegenheit.

Ich werde ihr bei dem Gespräch mit dem torenischen König helfen, dachte er. Nun, das wird eine Herausforderung sein.

Tryss rutschte ein wenig zur Seite, bog die Zehen um die grobe Borke des Zweigs und lockerte sie wieder. Durch das Blätterwerk des Baums nahm er eine weitere Bewegung im Unterholz wahr und blickte erwartungsvoll hinab. Aber sosehr er sich danach sehnte, sich vorzubeugen, die Flügel auszustrecken und in die Tiefe zu tauchen, verharrte er doch vollkommen reglos auf seinem Platz.

Ihn juckte die Haut, der Schweiß rann ihm über den Körper und durchnässte den aus Rohrschilf gewobenen Stoff seines Wamses und seiner Hosen. Die Membranen seiner Flügel kribbelten. Die Riemen, die er um Hüften und Hals trug, waren unbequem und beengend, und die Eisenspitzen, die an seinem Bauch hingen, fühlten sich schwer an. Zu schwer. Sie würden ihn zu Boden ziehen, sobald er zu fliegen versuchte.

Nein, sagte er sich. Kämpfe gegen deine Instinkte. Das Abwurfgeschirr wird dich nicht behindern. Es wird dich nicht hinunterziehen. Von den Eisenspitzen geht viel größere Gefahr aus. Wenn er sich damit kratzte... Seine Überlebenschancen, wenn er auf einem dünnen Zweig viele Mannshöhen über dem Boden einer Schlafdroge erlag, gefielen ihm nicht besonders.

Er versteifte sich, denn er hatte abermals eine Bewegung am Boden bemerkt. Als drei Yern auf die Lichtung unter ihm traten, hielt er den Atem an. Von oben sahen sie aus wie schmale Fässer aus braunem Fell; ihre scharfen Hörner waren zu bloßen Stummeln verkürzt. Langsam näherten sich die Tiere dem funkelnden Bach, wobei sie auf dem Weg dorthin immer wieder kurz innehielten, um Gräser abzuweiden. Tryss ließ die Hände über die Riemen und die hölzernen Stellgriffe des Geschirrs gleiten und überzeugte sich davon, dass

alles richtig eingestellt war. Dann holte er ein paarmal tief Luft und ließ sich fallen.

Yern waren pflanzenfressende Herdentiere mit scharfen Sinnen, die es ihnen ermöglichten, die Position und Stimmung eines jeden Mitglieds ihrer Herde zu erspüren. Mit diesen Sinnen konnten sie auch die Gedanken anderer Tiere in der Nähe wahrnehmen und erkennen, wenn ein Angriff bevorstand. Yern waren schnelle Läufer. Die einzigen Raubtiere, denen es gelang, ein Yern zu fangen, waren jene, die den Vorteil der Überraschung nutzten oder selbst über ausgefeilte Gaben der Sinnestäuschung verfügten – wie zum Beispiel die gefürchteten Leramer –, und selbst sie konnten nur die alten und kranken Tiere der Herde fangen.

Während Tryss zu Boden fiel, sah er, wie die Yern, die das Näherkommen eines auf Angriff bedachten Geistes spürten, sich strafften. Die Tiere hielten verwirrt Ausschau und waren sich nicht sicher, in welche Richtung sie fliehen sollten. Sie verstanden nicht, dass ein Räuber auch von oben angreifen konnte. Auf halbem Weg nach unten, breitete Tryss die Arme aus und spürte, dass die Membranen seiner Flügel der Luft Widerstand boten. Er schoss aus dem Baum heraus und stieß auf seine Beute hinab.

Als die Tiere seine unmittelbare Nähe spürten, brachen sie in Panik aus. Mit lautem Heulen sprengten sie in alle Richtungen davon. Im Schutz der Zweige anderer Bäume verfolgte Tryss eins der Yern. Er jagte es auf die ungeschützte Lichtung hinaus, und als er sich in der richtigen Position über dem Tier befand, zog er an dem Riemen, den er sich um den rechten Daumen geschlungen hatte. Einer der Eisenbolzen an seiner Hüfte fiel hinab.

Zur gleichen Zeit schlug das Yern abrupt einen Haken. Die Eisenspitze verfehlte ihr Ziel und verschwand im Gras. Mit einem unterdrückten Fluch flog Tryss eine Kurve und folgte

dem Tier. Diesmal versuchte er, nicht an den unmittelbar bevorstehenden Angriff zu denken. Er verbannte alle Gedanken aus seinem Geist und konzentrierte sich einzig darauf, seine Flugrichtung den Bewegungen des Yern anzupassen, dann riss er den linken Daumen hoch und spürte, wie das Gewicht der Eisenspitze in die Tiefe glitt.

Sie traf das Tier direkt hinter dem Widerrist. Tryss triumpierte. Das Yern rannte weiter, und die Eisenspitze wackelte im Fell hin und her. Tryss verfolgte das Geschehen mit ängstlichen Blicken, denn er fürchtete, dass seine Waffe sich nicht tief genug durch das Fell des Yern gegraben hatte, um die Droge in den Blutkreislauf zu bringen. Eine andere Gefahr war die, dass der Eisendorn wieder herausfallen könnte.

Die Eisenspitze blieb jedoch im Rücken des Yern stecken. Das Tier verlangsamte seinen Lauf, bis es nur noch taumelte und schließlich stehen blieb. Jetzt kreiste Tryss über ihm wie ein Aasvogel. Bedächtig suchte er die unmittelbare Umgebung auf Leramer oder andere große Raubtiere ab. Wenn er nicht aufpasste, würden sie ihm seine Beute stehlen.

Das Yern unter ihm schwankte, dann stürzte es auf die Seite. Nach Tryss' Einschätzung konnte er nun gefahrlos landen, und im nächsten Moment ließ er sich nur wenige Schritte von dem Tier entfernt leichtfüßig zu Boden fallen. Bevor er näher an das Yern heranging, wartete er, bis er sah, dass die Augen des Geschöpfs glasig wurden. Seine scharfen Hörner konnten die Flügel eines Siyee mühelos zerfetzen.

Aus der Nähe betrachtet wirkte das Tier riesig. Tryss bezweifelte, dass sein Kopf auch nur bis an die Schultern des Yern herangereicht hätte, hätte es aufrecht gestanden. Er strich mit der Hand über das Fell seiner Beute. Es war warm und verströmte einen starken, tierischen Geruch. Ihm wurde bewusst, dass er vor Erregung breit grinste.

Ich habe es geschafft! Ich habe ganz allein eins der großen Tiere des Waldes erlegt!

Die Siyee machten niemals Jagd auf die großen Tiere. Sie selbst waren eine kleine Rasse, leicht an Gewicht, zerbrechlich und mit nur wenigen magischen Gaben ausgestattet. Ihre Knochen waren zierlich und brachen leicht. Ihre Beine waren nicht dazu geeignet, lange Strecken zu laufen, und die Bewegungsmöglichkeiten ihrer Arme – ihrer Flügel – waren eingeschränkt. Selbst wenn sie einen Speer oder ein Schwert hätten ergreifen können, wäre es ihnen schwergefallen, die Waffe festzuhalten. Außer Daumen und Zeigefinger waren all ihre Finger Teil der Flügelstruktur; ihre Hände waren nutzlos für Verrichtungen, die Kraft erforderten. Wann immer Tryss seinen Körper betrachtete, dachte er an die Göttin, die sein Volk vor so vielen Jahrhunderten aus Landgehern erschaffen hatte – den Menschen, die den Rest der Welt bewohnten. Immer wieder grübelte er darüber nach, ob die Göttin damals vergessen hatte, die Frage zu bedenken, wie sie sich verteidigen oder ernähren sollten.

Da die Siyee im Flug keine Waffe benutzen konnten, gingen sie allgemein davon aus, dass Huan nie die Absicht gehabt hatte, sie zu einem Volk von Jägern oder Kämpfern zu machen. Stattdessen mussten sie Getreide, Gemüse, Früchte und Nüsse sammeln oder anbauen. Sie mussten kleine Tiere fangen und züchten, und sie mussten dort leben, wo die Landgeher sie nicht erreichen konnten: in den schroffen, unpassierbaren Bergen von Si.

In den Bergen gab es nur einige wenige kleine Flecken kultivierbaren Landes, und viele der Tiere, die sie aßen, ließen sich immer schwerer fangen. Tryss war davon überzeugt, dass Huan nicht gewollt hatte, dass das Volk, das sie geschaffen hatte, hungerte. Das war seiner Meinung nach der Grund, warum einige von ihnen über eine große Erfindungsgabe ver-

fügten. Er blickte auf das Gerät hinab, das er an seinen Körper geschnallt hatte. Es war ein einfacher Entwurf. Die Herausforderung hatte darin bestanden, etwas zu schaffen, das seinem Benutzer die Bewegungsfreiheit verschaffte, die beim Fliegen notwendig war, und ihm gleichzeitig eine simple Möglichkeit gab, die Eisenspitzen abzuwerfen.

Damit können wir jagen! Wir könnten sogar in der Lage sein, uns zu verteidigen – und uns vielleicht einige der Gebiete zurückholen, die die Landgeher uns gestohlen haben. Er wusste, dass sie auf diese Weise nicht gegen große Gruppen von Eindringlingen würden kämpfen können, aber mit den vereinzelt Banden von gesetzlosen Landgehern, die sich nach Si hineinwagten, würden sie jetzt mühelos fertigwerden.

Nur dass zwei Eisenspitzen nicht annähernd genug sein würden, überlegte er. Ich könnte sicher auch vier davon tragen. Sie wiegen nicht allzu viel. Aber wie soll ich sie abwerfen? Ich habe nur zwei Daumen.

Das war eine Frage, die es später zu bedenken galt. Während er nun das schlafende Yern betrachtete, wurde ihm bewusst, dass er ein Problem hatte. Er hatte ein Seil mitgenommen, in der Absicht, das Tier auf einen Baum zu ziehen, so dass es für die meisten Räuber des Waldes unerreichbar wäre. Anschließend hatte er nach Hause fliegen wollen, um mit einigen Gefährten zurückzukehren, die seine Leistung bewundern und ihm helfen sollten, das Yern zu schlachten. Jetzt bezweifelte er, dass er auch nur die Kraft haben würde, seine Beute bis zum nächsten Baumstamm zu schleifen. Ihm blieb nichts anderes übrig, als das Yern liegen zu lassen und zu hoffen, dass kein Raubtier es fand. Das bedeutete, dass er schnell Hilfe holen musste. Ohne das Geschirr konnte er schneller fliegen. Er schnallte es ab, schlüpfte aus den Riemen und hängte es in einen nahen Baum. Dann zog er sein Messer hervor, schnitt dem Yern eine Handvoll Haar von seiner Mähne

ab und verstaute es in einer Tasche. Nachdem er die Windrichtung ermittelt hatte, begann er zu rennen.

Es kostete eine Menge Energie, vom Boden aus in die Luft aufzusteigen. Tryss sprang ab und schlug mit den Flügeln, und bis er die Höhe erreicht hatte, in der die Winde stärker waren und es ihm erlaubten, zu schweben und zu gleiten, keuchte er vor Anstrengung. Sobald er wieder zu Atem gekommen war, folgte er den günstigsten Luftströmen und nahm mit starken Flügelschlägen Geschwindigkeit auf.

Dies waren die Augenblicke, in denen er der Göttin Huan die Härten und die Mühsal, die seinem Volk auferlegt waren, verzeihen konnte. Er liebte das Fliegen. Anscheinend benutzten auch die Landgeher gern ihre Beine. Sie erfreuten sich an einer Unterhaltung, die sich »Tanzen« nannte und bei der sie in bestimmten Mustern gingen oder liefen, allein oder in Gruppen von zwei oder mehr Menschen. Dieses Verhalten ließ sich noch am ehesten mit dem Trei-Trei der Siyee vergleichen, das Teil der Werbung sein konnte oder ein Sport, bei dem Geschicklichkeit und Behändigkeit erprobt wurden.

Tryss' Überlegungen endeten, als er vor sich eine Fläche nackten Felsens sah, die den Baumpelz des Berges wie eine lange, schmale Narbe teilte und sich in drei deutlich abgesetzten Höhenstufen den Berghang hinabzog. Dies war das Offene Dorf, die größte Siedlung in Si. Auf dieser steilen Lichtung herrschte jeden Tag ein reges Kommen und Gehen von Siyee. Tryss stieg langsam hinab und hielt Ausschau nach vertrauten Gesichtern. Er hatte die Laube seiner Eltern fast erreicht, als er seine Vettern entdeckte. Die Zwillinge saßen auf dem warmen Felsen des unteren Hangs links und rechts neben einem Mädchen.

Tryss' Brust verkrampfte sich, als er das feinknochige Mädchen mit dem glänzenden Haar erkannte: Es war Drilli, deren Familie vor Kurzem hergezogen war. Er kreiste über den

dreien und spielte mit dem Gedanken weiterzufliegen. In der Vergangenheit war er gut mit seinen Vettern ausgekommen – sofern er bereit war, sich wegen seiner seltsamen Art aufziehen zu lassen.

Dann war Drillis Familie in das Offene Dorf gezogen. Jetzt wetteiferten seine Vettern um ihre Aufmerksamkeit, häufig auf Tryss' Kosten. Er hatte inzwischen gelernt, den beiden auszuweichen, wenn Drilli in der Nähe war.

Früher hatten die beiden einigen Respekt vor seinem erfinderischen Geist gehabt, und er verspürte noch immer den Wunsch, seine Siege mit ihnen zu teilen, aber solange Drilli da war, konnte er ihnen nichts von seiner erfolgreichen Jagd erzählen. Sie würden im Handumdrehen einen Grund finden, ihn deswegen zu verhöhnen. Außerdem hatte er immer einen Knoten in der Zunge, wenn das Mädchen in der Nähe war. Nein, er sollte sich jemand anderen suchen.

Dann bemerkte er, dass der Schnitt ihres Wamses von oben einen Blick auf jene faszinierende kleine Kuhle zwischen ihren Brüsten freigab, und wieder begann er zu kreisen. Sein Schatten glitt über sie hinweg, und sie sah auf. Prickelnde Erregung machte sich in ihm breit, als sie ihm ein Lächeln schenkte.

»Tryss! Komm herunter und setz dich zu uns. Ziss und Trinn haben mir gerade einen unglaublich komischen Witz erzählt.«

Die beiden Jungen blickten mit finsterner Miene auf; offensichtlich wollten sie Drillis Aufmerksamkeit für sich allein haben. *Hm, Pech gehabt*, dachte Tryss. *Ich habe soeben ein Yern erlegt. Ich möchte, dass Drilli es sieht.* Er glitt zu Boden, legte seine Flügel an und landete leichtfüßig vor Drilli und den Zwillingen. Drilli zog die Augenbrauen in die Höhe. Sofort war seine Kehle wie zugeschnürt, und er brachte keinen Laut heraus. Er starrte sie nur an und spürte, dass sein Ge-

sicht zu brennen begann, wie es das immer tat, wenn es rot wurde.

»Wo bist du gewesen?«, verlangte Ziss zu erfahren. »Tante Trill hat dich gesucht.«

»Du gehst besser nachsehen, was sie will«, sagte Trinn warnend. »Du weißt ja, wie sie ist.«

Drilli lachte. »Oh, einen allzu besorgten Eindruck hat sie auf mich nicht gemacht. Ich glaube nicht, dass du sofort zu ihr gehen musst, Tryss.« Sie lächelte wieder. »Also, wo hast du den ganzen Morgen gesteckt?«

Tryss schluckte und holte tief Luft. Ein einziges Wort würde er doch gewiss über die Lippen bringen können.

»Jagen«, stieß er mit erstickter Stimme hervor.

»Was hast du denn gejagt?«, höhnte Ziss.

»Yern.«

Die beiden Jungen schnaubten ungläubig und begannen zu lachen. Trinn wandte sich zu Drilli um und beugte sich zu ihr vor, als wolle er ein Geheimnis mit ihr teilen, aber er sprach dabei so laut, dass Tryss ihn hören konnte.

»Tryss hat da so komische Ideen. Er denkt, er könne große Tiere fangen, indem er sich Steine an die Arme bindet und sie dann auf seine Beute fallen lässt.«

»Steine?«, wiederholte sie stirnrunzelnd. »Aber wie...?«

»Eisenspitzen«, platzte Tryss heraus. »Dornen, deren Spitzen ich zuvor in Florrim-Saft getaucht habe.« Er spürte, wie ihm die Wärme ins Gesicht schoss, aber als er an das bewusste Yern dachte, überkam ihn eine Woge kühlen Stolzes. »Und ich habe tatsächlich eins gefangen.« Er schob die Hand in die Tasche und zog die Strähne Yern-Haar hervor.

Die drei Siyee betrachteten das Haar voller Interesse. Ziss blickte mit schmalen Augen zu Tryss empor. »Du nimmst uns auf den Arm«, beschuldigte er ihn. »Die Haare hast du von einem toten Yern.«

»Nein. Der Florrim-Saft hat es betäubt. Ich werde es euch zeigen.« Tryss sah Drilli an, erstaunt und erleichtert darüber, dass es ihm endlich gelang, in ihrer Nähe ganze Sätze zu bilden. »Nehmt eure Messer mit, dann werden wir heute Abend ein Festmahl bekommen. Aber wenn ihr noch lange wartet, wird ein Leramer das Yern finden, und wir werden leer ausgehen.«

Die beiden Jungen tauschten einen Blick. Tryss erriet, dass sie zwei verschiedene Möglichkeiten abwogen: Es konnte ein Scherz sein oder aber die Chance auf Fleisch zum Abendessen.

»Also schön«, sagte Ziss, dann stand er auf und streckte sich. »Wir werden dieses Yern selbst in Augenschein nehmen.«

Trinn erhob sich und straffte die Flügel. Als Drilli ebenfalls aufstand, um sich ihnen anzuschließen, setzte Tryss' Herz einen Schlag aus. Sie würde sehr beeindruckt sein, wenn sie das Yern sah. Er grinste, rannte los und sprang in den Himmel.

In der Luft trat ein verärgertes Aussehen in seine Züge, denn die Zwillinge flogen zu einer Gruppe älterer Jungen hinüber, die sich am unteren Ende des Offenen Dorfes befanden. Tryss erkannte Sreil, den kräftigen Sohn von Sprecherin Sirri, der Anführerin seines Stammes. Als die Gruppe unter schrillum Pfeifen auf ihn zukam, wurde sein Mund trocken.

»Du hast dir ein Yern geholt, ja?«, rief Sreil, als er vorüberflog.

»Könnte sein«, antwortete Tryss.

Es folgten weitere Fragen, aber Tryss weigerte sich, zu erklären, wie er das Tier erlegt hatte. Es war ihm bisher nicht gelungen, viele Siyee dazu zu bewegen, einen Blick auf sein Geschirr zu werfen. Wenn er jetzt begann, es zu beschreiben, würden sie das Interesse verlieren. Sobald sie jedoch das Yern

sahen, würden sie wissen wollen, wie er es gefangen hatte. Dann würde er das Geschirr vorführen, und sie würden endlich anfangen, seine Ideen ernst zu nehmen. Nach einigen Minuten blickte er hinter sich. Zu seiner Bestürzung hatte sich die Gruppe derer, die ihm folgten, inzwischen verdoppelt. Erste Zweifel nagten an seiner Zuversicht, aber er schob sie beiseite. Stattdessen ließ er seiner Fantasie freien Lauf und malte sich die Zukunft aus. Sreil würde das Fleisch zu Sprecherin Sirri bringen. Die Anführerin der Siyee würde Tryss' Erfindung sehen wollen. Sie würde Tryss bitten, weitere Geschirre anzufertigen und die anderen Siyee in ihrer Benutzung zu unterweisen.

Ich werde ein Held sein. Die Zwillinge werden sich nie wieder über mich lustig machen.

Als sie sich der Stelle näherten, an der er das Yern zurückgelassen hatte, riss er sich aus seinem Tagtraum los. Kreisend suchte er das Gebiet ab, konnte aber nichts entdecken. Unter den neugierigen Blicken seiner Begleiter ließ er sich zu Boden sinken und schritt die Stelle ab. Im Gras war eine Vertiefung von der Größe eines gewaltigen Tieres zu sehen, aber kein Yern.

Enttäuscht starrte er die Kuhle an, dann krampfte sich sein Magen zusammen, als die Siyee um ihn herum zu Boden glitten.

»Also, wo ist dieses Yern denn nun?«, fragte Ziss.

Tryss zuckte die Achseln. »Weg. Ich habe euch doch gesagt, wenn wir zu lange warten, würde ein Leramer es finden.«

»Ich sehe kein Blut.« Diese Bemerkung kam von einem der älteren Jungen. »Wenn ein Leramer es geholt hätte, wäre Blut auf dem Boden.«

»Und es weist auch nichts darauf hin, dass irgendetwas weggeschleift worden wäre«, fügte ein anderer Junge hinzu.

»Wenn der Leramer es hier gefressen hätte, wäre ein Kadaver zurückgeblieben.«

Er hatte recht, das wusste Tryss. Also, wo war das Yern geblieben?

Sreil trat vor und untersuchte nachdenklich den Boden. »Aber hier hat tatsächlich vor nicht allzu langer Zeit etwas Großes gelegen.«

»Wahrscheinlich ein Yern, das ein Nickerchen gehalten hat«, meinte ein anderer. Einige der Zuschauer kicherten.

»Also, Tryss«, sagte Ziss, »hast du ein schlafendes Yern gefunden und gedacht, du könntest uns einreden, du hättest es getötet?«

Tryss sah zuerst seinen Vetter an, dann blickte er in die erheiterten Gesichter der übrigen Siyee. Seine Wangen brannten. »Nein.«

»Ich habe noch etwas zu tun«, meinte jemand. Die Siyee rüsteten sich zum Aufbruch. Kurz darauf lag das Summen ihrer schlagenden Flügel in der Luft. Tryss hielt den Blick auf den Boden gesenkt. Er hörte Schritte herankommen, dann spürte er eine Hand auf seiner Schulter. Als er aufblickte, stand Sreil neben ihm, in der Hand die Eisenspitze, die das Yern getroffen hatte.

»Guter Versuch«, sagte er. Tryss zuckte zusammen. Er nahm die Eisenspitze von Sreil entgegen, dann sah er zu, wie der ältere Junge zu rennen begann und in die Luft sprang.

»Du hast Florrim benutzt, nicht wahr?«

Tryss fuhr herum. Ihm war nicht bewusst gewesen, dass Drilli noch da war.

»Ja.«

Sie betrachtete die Eisenspitze. »Um ein großes Tier zu betäuben, braucht man erheblich mehr Florrim als für einen Menschen, und außerdem würde der Saft nicht tief genug in das Fell eines Yern eindringen. Vielleicht solltest du es mit et-

was Stärkerem oder Tödlicherem versuchen. Oder sorg dafür, dass das Yern nicht wieder aufwachen kann, wenn es erst eingeschlafen ist.« Sie klopfte vielsagend auf das in seiner Scheide steckende Messer, das sie um ihren Oberschenkel geschnallt trug.

Sie hat nicht unrecht, dachte er.

Drilli grinste, dann wandte sie sich ab. Als sie in den Himmel hinaufsprang, verfolgte Tryss sie mit bewundernden Blicken.

Manchmal fragte er sich, wie er so dumm sein konnte.

2

Auraya saß vor dem blank polierten Silberspiegel, sah jedoch nicht ihr eigenes Gesicht. Stattdessen beschäftigte sie eine Erinnerung aus jüngster Zeit.

Vor ihrem inneren Auge sah sie Tausende weiß gewandeter Männer und Frauen, die sich vor der Kuppel versammelt hatten. Noch nie zuvor hatte sie so viele Priester und Priesterinnen zusammen gesehen. Sie waren aus allen Ländern Nordithanias zum Tempel gereist, um an der Auserwählungszeremonie teilzunehmen. Alle Priester und Priesterinnen, die in den Fünf Häusern lebten, hatten ihre Räume mit jenen geteilt, die von außerhalb der Stadt gekommen waren.

Eine erste Vorstellung von der Größe der Menge hatte sie sich machen können, als sie den Turm verlassen hatte und mit den anderen Hohepriestern und Hohepriesterinnen zur Kuppel geschritten war. Jenseits des Meeres weißer Gestalten war eine noch größere Menge gewöhnlicher Männer, Frauen und Kinder erschienen, die das Ereignis miterleben wollten.

Einzig Hohepriester und Hohepriesterinnen kamen als Kandidaten für die letzte Position unter den Auserwählten der Götter infrage. Auraya war die Jüngste dieser Männer und Frauen gewesen. Manch einer hatte die Auffassung vertreten, sie sei nur wegen ihrer starken Gaben so schnell aufgestiegen. Bei der Erinnerung daran krampfte sich noch immer ihr Magen vor Ärger zusammen.

Sie sind ungerecht. Sie wissen, dass es mich zehn Jahre harter Arbeit und Hingabe gekostet hat, so schnell diese Position zu erreichen.

Was mochten sie jetzt denken, da sie eine der Weißen war? Bedauerten sie ihr Urteil über sie? Sie verspürte eine Mischung aus Mitgefühl und Triumph. *Sie sind ihrem eigenen Ehrgeiz zum Opfer gefallen. Wenn sie geglaubt haben, die Götter würden ihre Lügen beachten, dann waren sie Narren. Stattdessen hat ihr Verhalten sie wahrscheinlich als unwürdig gekennzeichnet. Ein Weißer sollte nicht die Gewohnheit haben, unwahre Gerüchte zu verbreiten.*

In Gedanken durchlebte sie noch einmal ihren Gang vom Turm zur Kuppel. Die Hohepriester und Hohepriesterinnen hatten einen Ring um das Podest darin gebildet. In der Mitte stand der Altar, der heiligste Ort innerhalb des Tempels. Es war ein großes fünfseitiges Gebilde und dreimal so hoch wie ein Mensch. Die Seiten waren große, einander an den Spitzen zugeneigte Dreiecke. Damit die Weißen den Altar betreten konnten, klappten die fünf Wände um ihre Basis nach außen, bis sie flach auf dem Boden lagen und einen Tisch und fünf Stühle in ihrem Innern freigaben. Wollten die Weißen sich ungestört beraten, schwingen die Wände wieder nach oben und schufen somit einen Raum, aus dem kein Laut zu dringen vermochte.

Als die vier Weißen die Stufen des Podests erklimmen und sich der Menge zuwandten, hatte der Altar sich wie eine Blume entfaltet. Auraya schloss die Augen und versuchte, sich an den genauen Wortlaut zu erinnern, den Juran benutzt hatte.

»Chaia, Huan, Lore, Yranna, Saru. Wir laden euch ein, unsere göttlichen Beschützer und Führer, heute zu uns zu stoßen, denn die Zeit ist gekommen, da ihr euren fünften und letzten Vertreter erwählen werdet. Hier stehen jene, die sich als eure würdigen, tüchtigen und hingebungsvollen Gefolgsleute erwiesen haben: unsere Hohepriester und Hohepriesterinnen. Ein jeder von ihnen ist bereit, euch sein Leben zu widmen.«

Kurz hatte es so ausgesehen, als schimmere die Luft. Bei der Erinnerung überlief Auraya ein Schauer. Fünf Gestalten waren auf dem Podest erschienen, eine jede ein Wesen aus Licht, eine jede eine durchscheinende Illusion eines menschlichen Wesens. Ein Raunen war durch die Reihen der Priester und Priesterinnen im Tempel gegangen. Aus der Ferne hatte sie leise Rufe gehört: »Die Götter sind erschienen!«

Und was für einen Anblick sie geboten haben, dachte sie lächelnd.

Die Götter existierten in der Magie, die alles auf der Welt durchdrang, jeden Stein, jeden Wassertropfen, jede Pflanze, jedes Tier, jeden Mann, jede Frau und jedes Kind. Diese Magie blieb ungesehen und unfühlbar, es sei denn, die Götter wünschten die Welt zu beeinflussen. Wenn sie sich zeigen wollten, taten sie es, indem sie Magie zu Licht werden ließen und zu menschlichen Gestalten von unvorstellbarer Schönheit formten.

Chaia war groß gewesen und gekleidet wie ein Staatsmann. Sein Gesicht war von edlem Schnitt und ausnehmend attraktiv, wie die Züge eines Königs, die aus poliertem Marmor gehauen waren. In seinem Haar hatte ein wohlwollender Wind gespielt. *Und seine Augen ... Auraya seufzte. Seine Augen waren so klar und sein Blick so unerträglich direkt, aber gleichzeitig auf seltsame Weise warm und ... voller Zuneigung. Es ist wahr, er liebt uns alle.*

Huan dagegen war von einschüchterndem, strengem Aussehen gewesen – schön, aber grimmig. Die Arme vor der Brust gekreuzt, hatte ihr ganzes Wesen Macht verströmt. Sie hatte den Blick über die Menge wandern lassen, als halte sie Ausschau nach etwas, das sie bestrafen konnte.

Lore hatte sich in lässiger Haltung präsentiert, auch wenn er von schwererem Körperbau war als die übrigen Götter. Außerdem hatte er eine glitzernde Rüstung getragen. Vor dem Krieg der Götter hatten die Soldaten ihm gehuldigt.

Yranna war, wie Auraya sich erinnerte, mit einem Lächeln aufgetreten. Ihre Schönheit war weiblicher und jugendlicher als die Huans. Sie war die Göttin, die sich unter den jüngeren Priesterinnen der größten Beliebtheit erfreute; sie galt noch immer als Fürsprecherin der Frauen, obwohl sie, als sie sich den anderen Göttern beigesellte, die Rolle der Göttin der Liebe abgelegt hatte.

Der letzte Gott, dem Auraya ihre Beachtung geschenkt hatte, war Saru, dem besonders die Kaufleute huldigten. Es hieß, er sei einst der Gott der Diebe und Glücksspieler gewesen, aber Auraya war sich nicht sicher, ob das der Wahrheit entsprach. Saru hatte eine schlankere Gestalt angenommen, wie sie unter Höflingen und Gelehrten als besonders erstrebenswert galt.

Beim Erscheinen der Götter hatten sich alle Priester und Priesterinnen zu Boden geworfen. Auraya konnte sich noch gut an die Glätte des steinernen Bodens unter ihrer Stirn und ihren Händen erinnern. Stille war eingekehrt, bis eine tiefe, melodische Stimme die Kuppel erfüllt hatte.

»Erhebt euch, Männer und Frauen von Ithania«, hatte die wunderschöne Stimme sie aufgefordert.

Als Auraya sich mit den übrigen Anwesenden im Tempel erhoben hatte, hatte sie vor Ehrfurcht und Erregung gezittert. Seit ihrem ersten Besuch des Tempels vor zehn Jahren war sie nicht mehr so überwältigt gewesen. Es hatte etwas eigenartig Wunderbares, wieder solche Ergriffenheit zu verspüren. Nachdem sie nun so viele Jahre im Tempel gelebt hatte, konnte kaum etwas darin noch solches Feuer in ihr wecken.

Die Stimme begann von Neuem zu sprechen, und Auraya begriff, dass sie Chaia gehörte.

»Vor einigen wenigen Jahrhunderten kämpften Götter gegen Götter und Menschen gegen Menschen, und große Trauer

und Verderben waren die Folge. Dies hat uns fünf sehr bekümmert, und wir haben eine gewaltige Aufgabe auf uns genommen. Wir wollten aus dem Chaos Ordnung schaffen. Wir wollten der Welt Frieden und Wohlstand bringen. Wir wollten die Menschen von Grausamkeit, Sklaverei und Verrat erlösen.

Also fochten wir eine große Schlacht aus und gaben der Welt eine neue Gestalt. Aber wir können den Herzen von Männern und Frauen keine Gestalt geben. Wir können euch nur raten und euch Kraft schenken. Um euch zu helfen, haben wir Stellvertreter unter euch ausgewählt. Ihre Pflicht ist es, euch zu schützen und euer Bindeglied zu uns zu sein, euren Göttern. Heute werden wir unter jenen, die ihr als die Würdigsten unter euch erachtet, einen fünften Stellvertreter erwählen. Demjenigen, für den wir uns entscheiden, verleihen wir Unsterblichkeit und große Stärke. Wenn unser Geschenk angenommen wird, wird eine weitere Etappe unserer gewaltigen Aufgabe erfüllt sein.«

Nach diesen Worten hatte er eine kurze Pause eingelegt. Auraya hatte eine längere Ansprache erwartet. Ein so vollständiges Schweigen hatte daraufhin die Halle erfüllt, dass sie davon überzeugt gewesen war, dass jeder Mann und jede Frau den Atem angehalten haben musste. *Ich habe ganz gewiss den Atem angehalten*, erinnerte sie sich.

Dann war der Augenblick gekommen, den sie nie vergessen würde.

»Wir bieten dieses Geschenk der Hohepriesterin Auraya von der Familie Färber an«, hatte Chaia gesagt und sich ihr zugewandt. »Tritt vor, Auraya von den Weißen.«

Auraya schöpfte bebend Atem, als das Glück jenes Geschehens noch einmal durch ihre Adern floss. In dem Augenblick selbst war es von schierem Entsetzen durchtränkt gewesen. Sie hatte sich einem Gott nähern müssen. Sie hatte

im Zentrum der Aufmerksamkeit – und wahrscheinlich auch der Eifersucht – mehrerer Tausend Menschen gestanden.

Jetzt war es die Realität ihrer Zukunft, die das Glücksgefühl abschwächte. Von dem Augenblick ihrer Erwählung an hatte sie kaum einen Moment Zeit für sich gehabt. Ihre Tage waren angefüllt mit Begegnungen mit Herrschern und anderen wichtigen Persönlichkeiten – und den Schwierigkeiten, die von Sprachbarrieren bis hin zu der Notwendigkeit reichten, Versprechen zu vermeiden, die zu geben die anderen Weißen noch nicht bereit waren. Die einzige Zeit, die sie für sich allein hatte, waren die Nachtstunden, in denen sie eigentlich schlafen sollte. Bisher hatte sie jede Nacht wach gelegen und versucht, Ordnung in all die Dinge zu bringen, die ihr widerfahren waren. Heute Abend war sie in ihrem Quartier auf und ab gegangen und hatte sich schließlich vor den Spiegel gesetzt.

Es ist ein Wunder, dass ich nicht wie ein Wrack aussehe, dachte sie und zwang sich, ihr Spiegelbild noch einmal zu betrachten. Ich sollte nicht so gut aussehen. Ist das ein weiteres Geschenk der Götter?

Sie blickte auf ihre Hand hinab. Der weiße Ring an ihrem Mittelfinger schien beinahe zu glühen. Durch ihn verliehen die Götter ihr die Gabe der Unsterblichkeit, und irgendwie verstärkte der Ring ihre eigenen Gaben. Die Götter hatten sie zu einer der mächtigsten Zauberinnen der Welt gemacht.

Als Gegenleistung stellte sie ihren Willen und ihr nunmehr unbegrenztes Leben in ihren Dienst. Sie waren magische Wesen. Um Einfluss auf die Welt der Dinge zu nehmen, mussten sie durch Menschen wirken. Meistenteils geschah dies durch Unterweisung, aber wenn ein Mensch seinen Willen den Göttern überantwortete, konnten diese seinen Körper übernehmen. Letzteres geschah nur selten, da es, wenn dieser Zustand zu lange aufrechterhalten wurde, den Geist des

Betreffenden schädigen konnte. Manchmal geriet dann das Bewusstsein seines Selbst in Unordnung, und er glaubte, er selbst sei der Gott. Manchmal vergaß er einfach, wer er war.

Das Beste ist wohl, nicht darüber nachzudenken, ging es ihr durch den Kopf. Die Götter würden ohnehin nicht den Geist eines ihrer Auserwählten zerstören. Es sei denn, sie wollten ihn bestrafen ...

Ihr Blick fiel auf einen alten Schrankkoffer an der Wand. Die Diener hatten ihre Anweisung, ihn ungeöffnet zu lassen, befolgt, und bisher hatte sie weder die Zeit noch den Mut gefunden, den Koffer selbst zu öffnen. Darin befanden sich die wenigen Dinge, die sie besaß. Sie war davon überzeugt, dass die hübschen, billigen Kleinigkeiten, die sie im Laufe der Jahre gekauft hatte, in den strengen Quartieren der Weißen schäbig wirken mussten, aber sie wollte sie dennoch nicht wegwerfen. Sie erinnerten sie an Zeiten in ihrem Leben und an Menschen, die sie liebte oder die sie im Gedächtnis behalten wollte: ihre Eltern, ihre Freunde in der Priesterschaft und ihren ersten Geliebten – wie lange all das jetzt zurückzuliegen schien!

Ganz unten in dem Koffer befand sich allerdings etwas, von dem größere Gefahr ausging. Dort lagen in einem Geheimfach mehrere Briefe, die sie vernichten sollte.

Doch sie wollte sie nicht vernichten, ebenso wenig wie die hübschen, nutzlosen Kleinigkeiten in dem Koffer. Doch im Gegensatz zu Letzteren konnten die Briefe, sollten sie entdeckt werden, durchaus einen Skandal verursachen. *Jetzt, da ich ein wenig Zeit für mich habe, kann ich mich ebenso gut mit ihnen befassen.* Sie stand auf, ging zu dem Koffer hinüber und ließ sich davor auf die Knie nieder. Das Schloss klickte auf, und der Deckel knarrte leise, als sie ihn anhub. Genau wie sie vermutet hatte, wirkte der Inhalt des Koffers allzu ländlich und bescheiden. Die kleine getöpferte Vase, die ihr erster Ge-

liebter – ein junger Priester – ihr geschenkt hatte, erschien ihr überaus kunstlos. Die Decke, ein Geschenk ihrer Mutter, war warm, sah jedoch langweilig und alt aus. Sie nahm diese Dinge heraus, und darunter wurde ein großes, weißes, rundes Tuch sichtbar – ihr alter Priesterinnenzirk.

Seit ihrer Weihe hatte sie jeden Tag einen Zirk getragen. Alle Priester und Priesterinnen trugen sie, einschließlich der Weißen. Gewöhnliche Priester und Priesterinnen trugen einen blau gesäumten Zirk. Der Zirk eines Hohepriesters oder einer Hohepriesterin war mit Gold gesäumt. Die Weißen trugen keinerlei Schmuck, um zu zeigen, dass sie Eigennutz und Wohlstand entsagt hatten, um den Göttern zu dienen. Das war auch der Grund, warum man die Auserwählten der Götter die »Weißen« nannte.

Auraya blickte über die Schulter und betrachtete kurz ihren neuen Zirk, der an einem eigens zu diesem Zweck geschaffenen Ständer hing. Die beiden goldenen Schließen, die an den Rand geheftet waren, dienten dazu, den um die Schultern getragenen Zirk vorn zu schließen.

Der Zirk in ihren Händen war leichter und gröber als der an dem Ständer. *Die Weißen mögen ihre Zirke nicht schmücken, überlegte sie, aber sie lassen sie aus dem besten Tuch schneiden.* Die weicheren, weißen Gewänder, die sie jetzt unter ihrem neuen Zirk trug, waren ebenfalls von besserer Qualität. Genau wie die geringeren Priester und Priesterinnen konnten die Weißen ihre Kleidung dem Wetter und ihrem Geschlecht gemäß verändern, aber alle Dinge waren sehr fein gearbeitet. Auraya trug jetzt Sandalen aus gebleichtem Leder mit kleinen Verschlüssen aus Gold.

Sie legte den Zirk beiseite. Sie hatte ihn seit über zwei Jahren nicht mehr getragen – nicht mehr, seit sie eine Hohepriesterin war und einen Zirk mit einem goldenen Saum empfangen hatte. Dieser Zirk war an dem Tag ihrer Erwählung ver-

schwunden, fortgeschafft von Dienern. Würden die Diener auch ihren alten Zirk mitnehmen, wenn sie ihn fanden? War das wichtig für sie? Sie hatte ihn lediglich aus einem Gefühl von Sentimentalität heraus aufbewahrt.

Auraya wandte sich wieder dem großen Koffer zu. Sie nahm die restlichen Gegenstände heraus und legte sie auf einen Stuhl. Dann öffnete sie das Geheimfach, in dem kleine Pergamentrollen lagen.

Warum habe ich die überhaupt aufbewahrt?, fragte sie sich. Es wäre nicht nötig gewesen. Wahrscheinlich konnte ich mich einfach nicht dazu überwinden, irgendetwas wegzuzwerfen, das meine Eltern mir geschickt hatten.

Sie nahm eine Schriftrolle heraus, rollte sie auf und begann zu lesen:

Meine liebe Auraya. Die Ernte war gut in diesem Jahr. Wor hat letzte Woche Dynia geheiratet. Die alte Mulyna hat uns verlassen, um sich zu den Göttern zu gesellen. Unser Freund hat meinem Vorschlag zugestimmt. Schicke deine Briefe an den Priester.

Im nächsten Brief hieß es:

Liebste Auraya. Wir sind froh zu hören, dass du glücklich bist und schnell lernst. Das Leben hier ist, wie es immer war. Deiner Mutter geht es erheblich besser, seit wir deinen Rat beherzigt haben. Pa-Färber.

Die Briefe ihres Vaters waren zwangsläufig kurz. Pergament war teuer. Gleichzeitig wachsam und erleichtert las sie noch weitere Briefe. *Wir waren vorsichtig, dachte sie. Wir haben nicht genau geschrieben, was wir taten. Mit Ausnahme jenes ersten Briefes, in dem ich deutlich machen musste, was Vater tun sollte. Hoffentlich hat er dieses Schreiben verbrannt.*

Sie seufzte und schüttelte den Kopf. Wie vorsichtig sie und ihr Vater auch gewesen sein mochten, die Götter mussten wissen, was sie getan hatten.

Und dennoch haben sie mich auserwählt, ging es ihr durch den Kopf. Von allen Hohepriestern und Hohepriesterinnen haben sie jemanden auserwählt, der das Gesetz gebrochen und die Dienste eines Traumwebers beansprucht hat.

Mirae hatte zu ihrem Versprechen, das sie zehn Jahre zuvor gegeben hatte, gestanden. Ein Heilerpriester war nach Oralyn gereist, um sich um Aurayas Mutter zu kümmern. Leiard konnte die Behandlung von Ma-Färber kaum fortsetzen, daher hatte Auraya ihm einen Brief geschickt, in dem sie ihm für seine Hilfe dankte und ihm erklärte, dass er nicht länger gebraucht werde.

Trotz der Bemühungen des Heilerpriesters war Aurayas Mutter immer kränker geworden. Zur gleichen Zeit hatte Auraya im Zuge ihrer Studien erfahren, dass Heilerpriestern nicht einmal die Hälfte der Fähigkeiten und des Wissens zur Verfügung stand, über die die Traumweber verfügten. Indem sie veranlasst hatte, dass Leiards Behandlung durch die eines Heilerpriesters ersetzt worden war, hatte sie ihre Mutter, wie ihr damals bewusst wurde, zu einem früheren und schmerzhafteren Tod verurteilt.

Außerdem hatte ihre Zeit in Jarime ihr klargemacht, wie tief die Verachtung und das Misstrauen der Zirkler für die Traumweber wirklich reichten. Sie hatte ihren Lehrern und den anderen Priestern vorsichtige Fragen gestellt und war schon bald zu einer klaren Erkenntnis gekommen: Sie konnte unmöglich offen dafür sorgen, dass Leiard oder ein anderer Traumweber ihre Mutter wieder behandelte. Sie wäre auf den Widerstand ihres Vorgesetzten gestoßen, hätte sie es dennoch getan, und außerdem hatte es nicht in ihrer Macht gestanden, dem Heilerpriester seine Rückkehr nach Hause zu befehlen.

Also hatte sie die notwendigen Vorkehrungen in aller Heimlichkeit treffen müssen.

In einem Brief an ihren Vater hatte sie den Vorschlag gemacht, dass ihre Mutter ihre Beschwerden übertreiben sollte, um ihre Umgebung davon zu überzeugen, dass sie dem Tode nahe war. In der Zwischenzeit war ihr Vater in den Wald gegangen, um Leiard zu fragen, ob er seine frühere Behandlung wieder aufnehmen könne. Der Traumweber hatte zugestimmt. Als Auraya die Nachricht erhalten hatte, dass ihre Mutter im Sterben liege, hatte sie dem Heilerpriester vorgeschlagen, nach Jarime zurückzukehren. Er hatte alles getan, was in seinen Kräften stand.

Durch Leiards Behandlung war ihre Mutter tatsächlich, wie Auraya es gehofft hatte, wieder zu Kräften gekommen. Ihre Mutter hatte ihre wundersame Genesung heruntergespielt, war im Haus geblieben und hatte nur wenige Besucher empfangen – was ohnehin ihren Neigungen entsprach.

Ich war mir so sicher, dass mein damaliges Verhalten gegen meine Erwählung sprechen würde. Obwohl ich mir so sehr gewünscht habe, eine Weiße zu sein, konnte ich mir nicht einreden, dass die Traumweber schlecht seien oder ich ein Unrecht begangen hätte. Das Gesetz, das uns verbietet, die Dienste eines Traumwebers in Anspruch zu nehmen, ist lächerlich. Die Pflanzen und die anderen Heilmittel, die Leiard verwendet, sind nicht deshalb gut oder schlecht, weil ein Heide oder ein Gläubiger sie benutzt. Ich habe nichts erlebt, was mich davon überzeugen könnte, dass Traumweber im Allgemeinen Hass oder Misstrauen verdienen.

Und dennoch haben die Götter mich auserwählt. Was soll ich davon halten? Bedeutet das, dass sie jetzt bereit sind, die Traumweber zu dulden? Hoffnung stieg in ihr auf. Wollen sie, dass von nun an auch die Zirkler die Traumweber akzeptieren? Ist es meine Aufgabe, das zu bewerkstelligen?

Das Gefühl verebbte, und sie schüttelte den Kopf. Warum

sollten sie das tun? Warum sollten sie Menschen tolerieren, die ihnen nicht Gefolgschaft leisten und andere ebenfalls davon abhalten wollen? Viel wahrscheinlicher ist es, dass man mir aufträgt, meine Neigung zu den Traumwebern für mich zu behalten und meine Arbeit zu tun.

Warum bekümmerte sie das? Warum fühlte sie sich den Mitgliedern eines Kults verbunden, dem sie nicht angehörte? Lag es nur daran, dass sie noch immer das Gefühl hatte, Leiard für all das Dank zu schulden, was er sie gelehrt hatte, und für seine Hilfe, was ihre Mutter betraf? Wenn das so war, ergab es durchaus einen Sinn, dass sie sich um sein Wohlergehen sorgte. Unverständlich blieb indes die Tatsache, dass sie sich um Traumweber sorgte, denen sie nie begegnet war.

Es ist der Gedanke an all das Heilerwissen, das verloren gehen würde, wenn die Traumweber zu existieren aufhörten, sagte sie sich. Ich habe Leiard seit zehn Jahren nicht mehr gesehen. Wenn ich mich um ihn sorge, liegt es wahrscheinlich nur daran, dass das Leben meiner Mutter von ihm abhängt.

Sie nahm sämtliche Briefe aus dem Geheimfach und legte sie in eine silberne Schale. Dann hielt sie einen davon in die Höhe, zog Magie in sich hinein und sandte sie als kleinen Funken wieder aus. Eine Flamme erwachte zischend zum Leben und fraß sich durch das Pergament. Als das Feuer beinahe ihre Finger erreichte, ließ sie den Brief wieder in die Schale fallen und griff nach dem nächsten.

Einer nach dem anderen verbrannten die Briefe. Während sie damit beschäftigt war, fragte Auraya sich, ob die Götter sie wohl beobachteten. *Ich habe veranlasst, dass ein Traumweber meine Mutter behandelt. Dieses Arrangement werde ich nicht aus freien Stücken lösen. Ebenso wenig werde ich es öffentlich bekannt machen. Wenn die Götter es missbilligen, werden sie es mich wissen lassen.*

Nachdem sie die letzte brennende Ecke des Pergaments in die Schale hatte fallen lassen, trat sie zurück und beobachtete, wie der Brief zu Asche wurde. Sie fühlte sich besser. Mit diesem Gefühl, das sie nicht loslassen mochte, kehrte sie in ihr Schlafzimmer zurück und legte sich nieder.

Jetzt werde ich vielleicht endlich ein wenig Schlaf finden können.

Die Klippen von Toren waren hoch, schwarz und gefährlich. Bei Stürmen warf sich das Meer gegen die Felswand, als wolle es sie zerschmettern. Selbst in stillen Nächten schien das Wasser die Existenz der natürlichen Barriere zu missbilligen und schäumte, wo immer es auf Felsen traf. Aber falls dieser Krieg zwischen Land und Wasser zu einem Sieg führte, geschah dies zu langsam, als dass sterbliche Augen den Gewinner hätten erahnen können.

In ferner Vergangenheit waren viele Boote dieser Schlacht zum Opfer gefallen. Die schwarzen Klippen waren in den meisten Nächten schwer zu erkennen und stellten eine verborgene Gefahr dar, wann immer der Mond hinter Wolken verschwand. Als vor mehr als tausend Jahren der Leuchtturm erbaut worden war, hatte die Zerstörung von Schiffen ein Ende gefunden.

Aus demselben Felsen geschaffen wie das Kliff, auf dem der Turm stand, trotzten die steinernen Mauern des Leuchtturms Zeit und Wetter. Das hölzerne Innere dagegen war schon vor langer Zeit Fäulnis und Vernachlässigung zum Opfer gefallen, und nur eine schmale, steinerne Treppe wand sich an der Innenseite der Mauer empor. In der Spitze des Turms lag ein Raum, dessen Boden aus einer riesigen runden Steinscheibe bestand, durch die ein Loch gemeißelt worden war. Die Mauern, die auf dieser Scheibe ruhten, hatten schlimmen Schaden genommen; nur die Bogen waren noch geblieben. Das Dach war vor Jahren eingestürzt.

Früher einmal hatte sich in der Mitte des Raums eine schwebende Lichtkugel befunden, die so hell leuchtete, dass sie jeden blendete, der töricht genug war, sie länger als einige wenige Augenblicke anzusehen. Zauberer hatten diese Lichtkugel am Leben erhalten und jahrelang für die Sicherheit auf dem Meer gesorgt.

Emerahl, weise Frau und Zauberin, war heutzutage die einzige menschliche Besucherin, die in diesen Raum kam. Als sie vor Jahren den Schutt beiseitegeschafft hatte, der sich im Lauf der Zeiten in dem Turm angesammelt hatte, war darunter eine der Masken zum Vorschein gekommen, wie sie die Zauberer früherer Jahrhunderte getragen hatten. In den Augenhöckern steckten dunkle Edelsteine zur Filterung des grellen Lichts, das sie mit ihrer Magie genährt hatten.

Jetzt stand der Leuchtturm ungenutzt und verfallen da, und die Schiffe mussten ohne seine Hilfe an den schwarzen Klippen vorbeikommen. Als Emerahl nun den höchstgelegenen Raum erreichte, hielt sie inne, um Atem zu schöpfen. Sie legte eine runzelige Hand auf die Säule eines Bogens und schaute aufs Meer hinaus. Winzige Lichtflecken zogen ihren Blick auf sich. Die Schiffe warteten noch immer auf Tageslicht, bevor sie die Passage zwischen den Klippen und den Inseln durchfuhren.

Wissen sie von der Existenz dieses Turms?, fragte sich Emerahl. Erzählen die Menschen sich noch immer Geschichten von dem Licht, das hier brannte? Sie schnaubte leise. Wenn sie es tun, bezweifle ich, dass sie wissen, dass ein Zauberer den Turm auf Geheiß von Tempre, dem Feuergott, erbaut hat. Wahrscheinlich erinnern sie sich nicht einmal an Tempres Namen. Sein Tod liegt erst wenige Jahrhunderte zurück, aber für Sterbliche ist das reichlich Zeit, um zu vergessen, wie das Leben vor dem Krieg der Götter gewesen ist.

Kannte heutzutage überhaupt noch jemand die Namen der toten Götter? Gab es Gelehrte, die das Thema studierten? Viel-

leicht in den Städten. Gewöhnliche Männer und Frauen, die sich mühten, das Beste aus ihrem kurzen Leben zu machen, scherten sich nicht um dergleichen Dinge.

Emerahl blickte hinab auf die Ansammlung von Häusern weiter unten am Ufer. Plötzlich erregte eine Bewegung in unmittelbarer Nähe des Leuchtturms ihre Aufmerksamkeit. Sie stieß ein leises, unwilliges Stöhnen aus. Es waren etliche Wochen vergangen, seit das letzte Mal jemand gewagt hatte, sie zu besuchen. Jetzt kam ein mageres, mit einer zerlumpten Tunika bekleidetes Mädchen den Hang heraufgeklettert.

Mit einem langgezogenen Seufzer wandte sich Emerahl wieder zu den Häusern um und dachte an die Zeit zurück, da die ersten Menschen hier gelandet waren. Einige Männer, die von einem einzigen Boot gekommen waren, hatten den Weg die Klippen hinauf gefunden und dort ein Lager aufgeschlagen. Schmuggler, hatte sie angenommen. Sie hatten provisorische Hütten errichtet und sie im Laufe der ersten Monate mehrmals abgerissen und neu erbaut, bis sie eine Stelle fanden, die einigermaßen geschützt vor den regelmäßigen Stürmen lag, so dass die Hütten stehen blieben. Damals waren die Männer sofort zu ihr gekommen, weil sie glaubten, sie könnten sie ausrauben, und sie hatte sie gelehrt, ihren Wunsch nach Ungestörtheit zu respektieren.

Die Männer waren in regelmäßigen Abständen fortgefahren und wieder zurückgekehrt, und schon bald brachte ihr Boot ein zweites mit und schließlich noch weitere. Eines Tages kam ein Fischerboot mit voller Ladung und etlichen Frauen an. Schon bald konnte man nächtens das leise Weinen eines Säuglings hören, und es blieb nicht bei diesem einen. Aus Säuglingen wurden Kinder, und einige erlebten das Erwachsenenalter. Die Mädchen wurden allzu jung Mütter, und viele überlebten diese Erfahrung nicht. Alle Dorfbewohner konnten von Glück sagen, wenn sie ihr vierzigstes Jahr erreichten.

Es waren zähe, hässliche Menschen.

Ihre groben Sitten mäßigten sich mit jeder nachwachsenden Generation und durch den Einfluss Fremder. Einige Neuankömmlinge errichteten einen Handelsposten am Ufer, und manche von ihnen blieben. An die Stelle der windschiefen Hütten traten Häuser aus Stein, der in der Nähe abgebaut werden konnte. Das Dorf wuchs. Haustiere streiften über die Klippen und fraßen die groben Gräser. Kleine, sorgsam gepflegte Gemüsebeete trotzten Salzluft, Stürmen und schlechtem Boden.

Bisweilen nahm einer der Dorfbewohner den langen Marsch zum Leuchtturm hinauf auf sich, um von der weisen Frau, die dort lebte, Heilmittel oder Rat zu erbitten. Emerahl duldete das, da sie Geschenke mitbrachten: Essen, Tuch, kleine Kinkerlitzchen, Neuigkeiten aus der Welt. Sie hatte nichts gegen ein wenig Handel, wenn er eine gewisse Abwechslung in ihre Tage und ihre Kost mit sich brachte.

Allerdings nutzten die Dorfbewohner Emerahls Heilmittel nicht immer zum Guten. Eine Frau ließ sich Wellkraut gegen ihre Hämorrhoiden geben, setzte es dann aber ein, um ihren Mann zu vergiften. Eine andere Frau schickte ihren Mann zu Emerahl, damit sie seine eheliche Unfähigkeit kuriere, und nach seiner nächsten Fahrt übers Meer kam er zurück, um ein Heilmittel für Hodenwarzen zu erbitten. Hätte Emerahl gewusst, dass der mit Gaben gesegnete Junge, der lernen wollte, wie man Fische betäubte und Feuer machte, diese Fähigkeiten nutzen würde, um den Dorftrottel zu quälen, hätte sie ihn gewiss nicht unterrichtet.

Aber sie traf keine Schuld an alledem. Was die Menschen mit dem taten, was sie von ihr kauften, war ihr Problem. Wenn keine Zauberin in der Nähe gewesen wäre, hätte die Frau eine andere Möglichkeit gefunden, um ihren Mann zu töten, der treulose Ehemann wäre ohnehin in fremden Betten gelan-

det – wenn auch vielleicht mit weniger Vergnügen –, und der mit Gaben gesegnete Raufbold hätte statt Magie Steine und Fäuste benutzt.

Das Mädchen aus dem Dorf kam langsam näher. Was würde sie erbitten? Was würde sie als Gegenleistung anbieten? Emerahl lächelte. Menschen faszinierten sie und stießen sie gleichzeitig ab. Sie konnten erstaunlich gütig, aber auch grausam und böse sein. Das Lächeln in Emerahls Zügen verzerrte sich. Die Dorfbewohner gehörten ihrer Meinung nach eher auf die grausamere Seite der menschlichen Rasse.

Sie ging zur Treppe hinüber und stieg langsam nach unten. Als das Mädchen keuchend und mit weit aufgerissenen Augen in dem türlosen Eingang des Leuchtturms erschien, war Emerahl bereits fast auf der untersten Stufe angelangt. Sie blieb stehen, griff nach ihrer Macht und ließ ein kleines Häufchen Stöcke und Zweige in der Mitte des Raums in Flammen ausbrechen. Das Mädchen starrte zuerst das Feuer an, dann blickte sie angstvoll zu Emerahl auf.

Sie sieht so mager und ausgelaugt aus. Aber andererseits tue ich das auch.

»Was willst du, Mädchen?«, fragte Emerahl.

»Man sagt... man sagt, du hilfst Menschen.«

Die Stimme klang leise und gepresst. Emerahl vermutete, dass dieses Mädchen nicht gern Aufmerksamkeit auf sich zog. Sie schaute näher hin und erkannte die Anzeichen körperlicher Entwicklung bei dem Kind. Sie würde zu einer attraktiven Frau heranwachsen, wenn auch auf eine magere, knochige Weise.

»Du willst einen Mann bezaubern?«

Das Mädchen zuckte zusammen. »Nein.«

»Dann willst du einen Mann loswerden?«

»Ja. Nicht nur einen Mann«, fügte das Mädchen hinzu.

»Alle Männer.«

Emerahl kicherte leise und ging die letzten Stufen hinunter. »Alle Männer, wie? Eines Tages wirst du vielleicht eine Ausnahme machen.«

»Das glaube ich nicht. Ich hasse sie.«

»Was ist mit deinem Vater?«

»Den hasse ich am meisten.«

Ah, diesem Mädchen erging es also wie allen Heranwachsenden. Aber als Emerahl am Fuß der Treppe angelangt war, sah sie eine wilde Verzweiflung in den Augen ihrer jungen Besucherin und wurde schlagartig ernst. Dies war kein verdrossenes, rebellisches Kind. Welchen unerwünschten Aufmerksamkeiten das junge Mädchen auch ausgesetzt sein mochte, sie machten ihm große Angst.

»Komm hierher zum Feuer.«

Emerahl deutete auf eine alte Bank, die sie lange vor der Ansiedlung der Menschen nach einem Schiffsunglück auf dem Strand unter den Klippen gefunden hatte.

»Setz dich.«

Das Mädchen kam ihrer Aufforderung nach. Emerahl ließ sich mit knirschenden Knien auf einen Stapel Decken sinken, die sie als Bett benutzte.

»Ich kann dir Tränke brauen, die einem Mann den Wind aus den Segeln nehmen, wenn du weißt, wovon ich spreche«, erklärte sie dem Mädchen. »Aber es ist gefährlich, einem Mann etwas davon zu verabreichen, und die Wirkung ist nicht von Dauer. Tränke dieser Art sind nutzlos, wenn du nicht weißt, was bevorsteht, und dir entsprechende Pläne zurechtlegen kannst.«

»Ich dachte, du könntest mich vielleicht hässlich machen«, erwiderte das Mädchen schnell. »So dass die Männer gar nicht erst in meine Nähe kommen wollen.«

Emerahl musterte das Mädchen eingehend, und ihre Besucherin senkte errötend den Blick.

»Hässlichkeit ist kein Schutz, wenn ein Mann betrunken und imstande ist, die Augen zu schließen«, erklärte sie mit leiser Stimme. »Und wie ich bereits sagte, eines Tages wirst du vielleicht eine Ausnahme machen wollen.«

Das Mädchen runzelte die Stirn, schwieg jedoch.

»Ich nehme an, dort unten findet sich niemand, der bereit wäre, deine Tugend zu verteidigen, sonst wärest du nicht zu mir gekommen«, fuhr Emerahl fort. »Also werde ich dich lehren, es selbst zu tun.«

Sie griff nach einer Kette um ihren Hals und zog sie sich über den Kopf. Das Mädchen hielt den Atem an, als sie den Anhänger daran baumeln sah. Es war ein schlichter, gehärteter Tropfen Saft von einem Dembar-Baum. Im Licht des Feuers schimmerte er in einem dunklen Orangeton. Emerahl hielt die Kette auf Armeslänge von sich weg.

»Schau genau hin.«

Mit weit aufgerissenen Augen gehorchte das Mädchen.

»Lausche meiner Stimme. Ich möchte, dass du den Blick auf diesen Tropfen gerichtet hältst. Schau hinein. Sieh dir die Farbe an. Und sei dir gleichzeitig der Wärme des Feuers neben dir bewusst.« Emerahl sprach weiter, wobei sie das Gesicht des Mädchens sorgfältig beobachtete. Als die Abstände, in denen ihre Besucherin blinzelte, länger wurden, bewegte sie einen Fuß. Die Augen, die auf den Anhänger blickten, bewegten sich nicht. Emerahl nickte leicht und befahl dem Mädchen, nach dem Tropfen zu greifen. Langsam streckte das Mädchen die Hand aus.

»Jetzt halte inne, genau dort, nahe dem Tropfen, aber ohne ihn zu berühren. Spüre die Wärme des Feuers. Kannst du die Wärme spüren?«

Das Mädchen nickte langsam.

»Gut. Jetzt stell dir vor, du würdest Wärme aus dem Feuer ziehen. Stell dir vor, dein Körper sei erfüllt von seiner sanften

Wärme. Kannst du Wärme spüren? Ja. Jetzt sende diese Wärme in den Tropfen.«

Sofort begann der Saft zu leuchten. Das Mädchen blinzelte, dann starrte es voller Staunen auf den Anhänger. Das Leuchten verebbte wieder.

»Was ist passiert?«

»Du hast soeben ein wenig Magie benutzt«, erklärte Emerahl. Sie ließ den Anhänger sinken und legte sich die Kette wieder um.

»Ich habe Gaben?«

»Natürlich hast du die. Jeder Mann und jede Frau haben Gaben. Die meisten haben nicht mehr, als man braucht, um eine Kerze zu entzünden. Du jedoch verfügst über stärkere Gaben.«

Die Augen des Mädchens leuchteten vor Erregung. Emerahl kicherte. Sie hatte diesen Ausdruck schon viele Male gesehen. »Aber glaub ja nicht, du würdest deshalb eine große Zauberin werden, Mädchen. So sind deine Gaben nun auch wieder nicht.«

Diese Worte hatten die gewünschte, ernüchternde Wirkung. »Was kann ich tun?«

»Du kannst andere dazu bringen, es sich gut zu überlegen, bevor sie dir mehr Aufmerksamkeit schenken, als du es möchtest. Ein simpler, kurzer Schmerz als Warnung und ein betäubender Schmerz für jene, die diese Warnung nicht annehmen oder die zu betrunken sind, um sie zu spüren. Ich werde dich beides lehren – und dir obendrein noch einen Rat mit auf den Weg geben. Lerne die Kunst des Schmeicheln oder der humorvollen Zurückweisung. Du magst den Wunsch haben, den Männern ihre Würde zu rauben, aber ein verletzter Stolz wird auf Rache sinnen. Ich habe keine Zeit, dich etwas so Kompliziertes zu lehren wie die Fähigkeit, eine Tür zu entriegeln oder ein Messer aufzuhalten.«

Das Mädchen nickte ernst. »Ich werde es versuchen, obwohl ich mir nicht sicher bin, ob es bei meinem Vater funktionieren wird.«

Emerahl zögerte. So war das also. »Nun denn. Ich werde dir heute Abend diese Tricks beibringen, aber du musst sie später weiter üben. Es ist wie das Spiel auf einer Knochenpfeife. Du magst dich daran erinnern, wie eine Melodie lautet, aber wenn du sie nicht übst, verlieren deine Finger ihre Geschicklichkeit.«

Das Mädchen nickte erneut, diesmal mit erkennbarem Eifer. Emerahl hielt inne, um ihre Schülerin voller Wehmut zu betrachten. Obwohl ihr Leben hart gewesen war, war sie noch immer so wunderbar unschuldig, was die Dinge der Welt betraf, noch immer voller Hoffnung. Sie blickte auf ihre eigenen runzeligen Hände hinab. *Bin ich denn so viel anders, trotz all der Jahre, die ich ihr voraushabe? Meine Zeit ist lange abgelaufen, und die Welt hat sich weiterentwickelt, aber ich klammere mich noch immer ans Leben. Warum mache ich, die Letzte meiner Art, immer so weiter?*

Weil ich es kann, gab sie sich selbst die Antwort.

Mit einem schiefen Lächeln machte sie sich daran, einem weiteren jungen Mädchen beizubringen, wie es sich verteidigen konnte.

